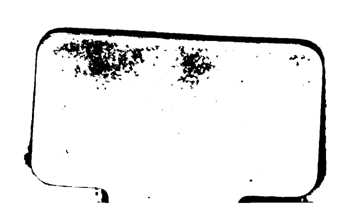
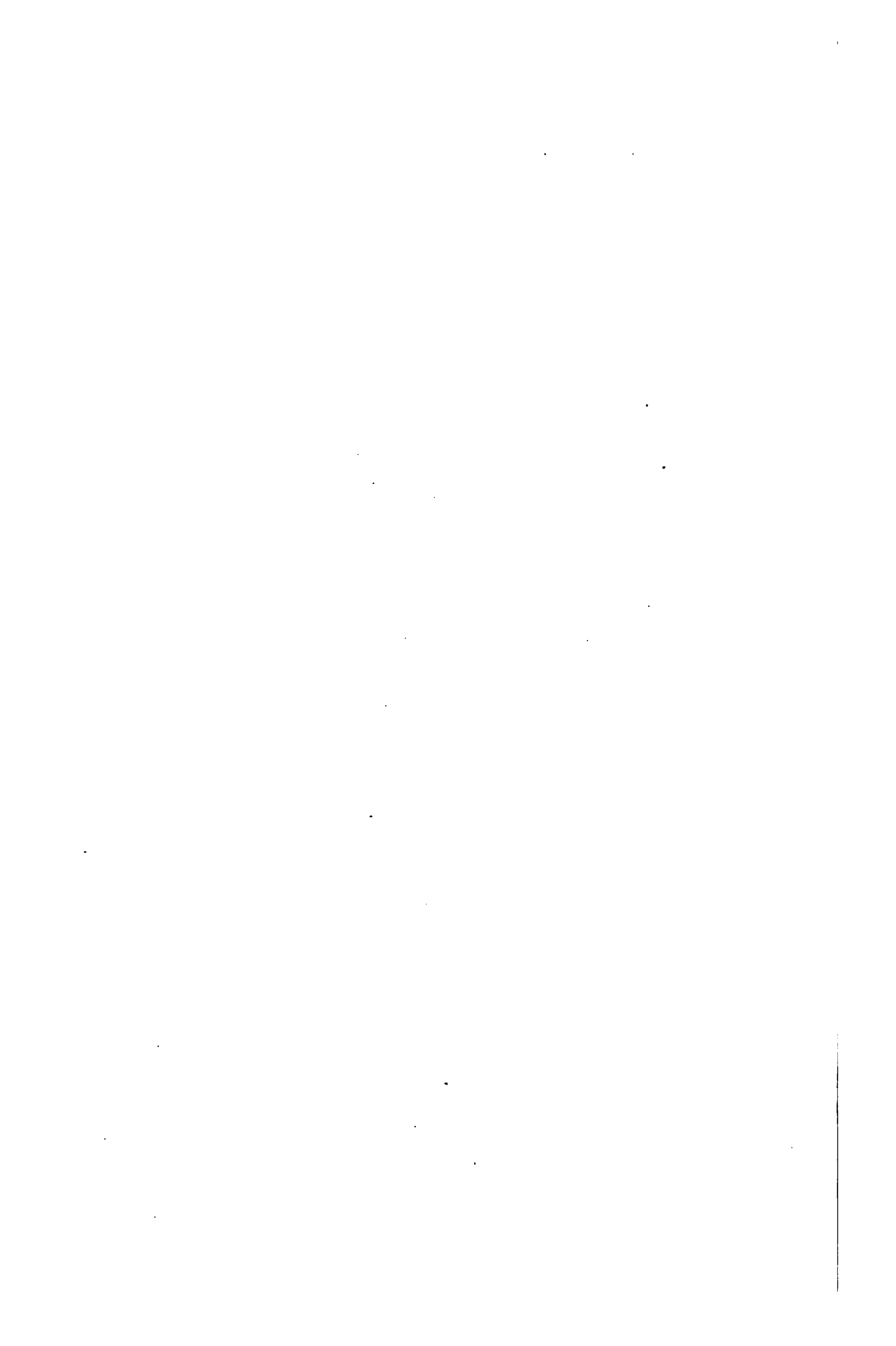



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Die

ältefte deutfche Dichterin

Kulturgeschichtliches Bild

aus

dem zehnten Jahrhundert

von

Rudolf Köpke



Berlin 1869

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 69.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
26 JAN. 1935
OF OXFORD

Inhalt.

Seite

1. Die Eisenbahn 1
2. Das Kloster 8
3. Die Dichterin 24
4. Legende und Drama 41
5. Legende und Geschichte 87
6. Wissenschaft und Kirche 104
7. Schluß 120

1. Die Eisenbahn.

Mit sausender Eile rollt der lange Wagenzug auf der Eisenbahn zwischen Magdeburg und Köln dahin.

Baumgruppen und Saatfelder, Dörfer und Städte gleiten in ununterbrochener Bilderreihe und buntem Farbenspiel an dem Auge des Reisenden vorüber. Einen letzten Blick hat er dem Dome von Magdeburg zugeworfen, dann fasst er sich in Geduld; es ist die große norddeutsche Ebene, die er durchschneidet. Zur Genüge kennt er ihre Einförmigkeit, ihre zögernde Langeweile, die den schnellsten Flügel zu hemmen scheint. Mit Grausen denkt er der Zeiten, wo hier die Post dahinschlich, denn von einer früheren weiß er nichts, und preist sich und das Zeitalter der Eisenbahnen glücklich. Keine Minute hat er zu verlieren. Ungeduldig eilen seine Wünsche und sein rastloses Geschäft dem fernen Ziele zu, während er gleichgültig auf den raschen Bilderwechsel hinausstarrt.

Allmählich wird der Charakter der Gegend ein anderer.

Die dunkele Kiefer weicht dem frischen Laubholze, der Boden erhebt sich aus Sandflächen und Moorland, er wird fester und sicherer. Am Rande des Horizontes steigt eine Bergkette in blauem Dufte empor, es ist der Harz; auch von der andern Seite rücken waldbekränzte Höhenzüge näher heran. Die Bahn mündet in die thalartige Einbuchtung zwischen den ersten Abstufungen des ostfälischen Berglandes und den Ausläufen des Harzes, über Flüßchen und Flüsse hinweg führt sie zur Weser. Die Landschaft wird grüner und fruchtbarer, mannichfaltiger und freundlicher, der Verkehr reger, rascher folgen einander Haltpunkte und Namen.

„Station Gandersheim!" erschallt der laute Ruf.

Aus Träumen oder Berechnungen geweckt, richtet der Reisende einen schläfrigen Blick auf das Fenster. Weiter abwärts im Thale sieht er eine Gruppe eng ineinander geschobener Häuser, aus deren Mitte sich ein Paar Kirchthürme ältern Stils erheben. Es ist ein unscheinbares Landstädtchen, wie es viele giebt.

„Wie heißt das Nest da?" fragt der Wißbegierige.

„Gandersheim."

„Was giebt's da?"

„Wenig Geschäft! Etwas Weberei. Armes Volk!" hebt der Allerweltsreisende an. „Aber in der Nähe ist die Karlshütte; bekanntes Eisenwerk, das —"

„Es soll da einmal ein Kloster gewesen sein!“ wirft der Gelehrte dazwischen.

„Ist das Alles?“ fragt der Frager.“

„Alles hat seine Zeit!“ lässt sich unvermuthet aus dem Winkel heraus der Philosophirende vernehmen.

Dies Schlagwort macht der Unterhaltung ein Ende. Die Menschenwelle ist ins Land geworfen, weiter braust der Dampfwagen, und hinter sich lässt er eine erschöpfte Stille zurück.

Einst war hier eine Zeit der Einsamkeit, der ursprünglichen, kaum berührten Natur, als der Wald das Saatfeld erdrückte und über Baumwipfeln und Thalgründen der Adler schwebte. „Unkundig betritt der Wanderer das unermessliche Waldgebirge, das er durchschreiten muß. Da ist nicht Weg nicht Steg kenntlich, in eine dichte Schneedecke hat der Winter Alles gleichförmig gehüllt. Ohne Führer, nur durch den Fingerzeig eines flüchtig Befragten angewiesen, durchirrt der Wanderer die unwegsame Oede, oder trifft auch wohl unverhofft den rechten Pfad. Durch Gestrüpp und Baumgeflecht arbeitet er sich mühselig hindurch, bis er endlich einen Ort ersehnter Rast findet. Da macht er Halt. Er wagt es nicht den Schritt weiter zu lenken, bis er sich etwa einem andern, der desselben Wegs zieht, anschließen, oder wenigstens den Spuren, die jener im Schnee zurückgelassen hat, folgen kann.“

So sah es hier vor neunhundert Jahren aus.

Es ist das Bild, welches Roswit, die Nonne von Gandersheim, in einem ihrer Bücher aufrollt. Roswit die Dichterin, die einst der laute Ruf dieser Gegend war. So deutet sie selbst ihren Namen, der aus dunkler Waldesnacht laut durch das Land ging und das gepriesene Kloster noch berühmter machte. Diese Stimme ist verklungen, und der beredte Mund stumm geworden. Gandersheim ist nicht mehr der Sitz der kaiserlichen Fürstinnen noch der Gelehrsamkeit, manche Zeitwelle ist in Sturm und Krieg oder friedlich über diese Stätte hingegangen und hat den Namen fast ausgelöscht.

Aber auch die raublustigen Scharen der Ungarn und Slaven erfüllen die Thäler nicht mehr mit dem wüsten und verwüstenden Toben der Heiden. Auch ihr schnelles Roß ist längst überholt. Täglich durchsaust der Dampfwagen das Land und führt tausende von Fremdlingen vorüber, oder in vollen Strömen ergießen sie sich in die Thalgründe, wo, wie die Klosterschwestern erzählten, Faunen und Waldgeister hausten, Heilige erschienen und himmlische Lichter geweihte Stätten bezeichneten. Wer erkennt heute in der klaren durchsichtigen Landschaft den einstigen Schauplatz der Wunder und den Wohnsitz eines wundergläubigen Geschlechts?

Wenn jene Menschen, wenn Roswit erstände aus ihrer Krypte und den lauten Ruf hörte, der heute in

Gandersheim ertönt; wenn sie den feuersprühenden Dampfwagen in der Abenddämmerung an ihrem Kloster vorüberbrausen sähe, würde sie nicht ein neues Wunder zu erblicken meinen? Ohne Zweifel das schrecklichste von allen, den alten Drachen und seine Menschen verderbenden Heerscharen, mit deren Bildern ihre Phantasie so vertraut war; der letzte der Tage schiene herein zu brechen. Und in der That, die Wandelung, welche sich hier vollzogen hat, ist ein Wunder; freilich in ganz anderm Sinne als das Mittelalter es sich dachte.

Die Geschlechter der Menschen, die durch die Kluft von Jahrhunderten getrennt sind, werden sich gegenseitig zum Wunder; sie kennen und erkennen einander nicht mehr, und doch sind es Zweige eines Stammes, aus einer Wurzel emporgewachsen. Aber an die Stelle der Verwunderung soll die Erkenntniß treten.

Magdeburg und Köln waren einst prächtig und gefeiert als erzbischöfliche Kathedralen, heute sind es vorzugsweise reiche Stapelplätze des Handels und Weltverkehrs. Die Pilger, welche dahin und dorthin ziehen, suchen nicht mehr die heiligen Schreine der Andacht auf.

Die Menschen sind beweglicher geworden, nicht mehr die nächste Bergwand schließt ihren Horizont, sie haben sich abgelöst von der schwerfälligen altväterischen Scholle, und sind freier geworden in der Ent-

faltung und Bewegung der einzelnen Kräfte. Vieles Große ist damit erreicht, und noch mehr ist zu erreichen. Fernliegende Ziele, deren Bahn die Erde umspannt, werden ins Auge gefasst, und wo es ihre Erreichung gilt, kettet man sich leicht aneinander. Man ist geselliger, gewandter, vielseitiger geworden. Was dem Menschen dennoch anhaftet, sei es auf dieser oder jener Stelle, was er nicht überwinden kann, so oft er es überwunden zu haben meint, ist die ursprüngliche Einseitigkeit. Aber eben darum soll eine Zeit die andere anerkennen und sich mit ihr ausgleichen.

Wer sich der Gegenwart freut mit dem ausschließlichen Stolze, „wie wir es denn zuletzt so herrlich weit gebracht," ist sicher geneigt, wenn ihm der Blick in die Vergangenheit eröffnet wird, in den Ruf des Erstaunens auszubrechen, wie ganz anders es damals gewesen als heute, als er sich gedacht habe, als es hätte sein müssen. Vielleicht erhöbe sich der Gelehrte gar zu dem skeptischen Urtheil: „So kann es nicht gewesen sein, denn so kann kein Mensch leben; mithin — haben jene überhaupt nicht gelebt!" Seines augenblicklichen Daseins gewiß spricht er Andern, die sich dessen einst nicht minder freuten, leichtfertig das ihre ab! Und doch haben auch jene gelebt, geliebt und gekämpft, gehofft und geglaubt. Es sind verschiedene Geschlechter, aber stets dasselbe Geschlecht.

Der Geist der geschichtlichen Zeugnisse, die Vernunft, die darin lebt, ist es was die fernsten mit den

nächsten verbindet; darin erscheinen uns jene, dadurch sprechen sie zu uns. Aber freilich auf das Verständniß, auf die Deutung kommt es an.

Ob auch Roswits Mund verstummt sei, den Ruf von Gandersheim hören wir noch heute, das Gerassel der Eisenbahnen übertönt ihn nicht. Doch wer ihn vernehmen will, muß ihm ein williges Ohr, einen verstehenden Sinn entgegenbringen, dann hört er nicht ihn allein, sondern auch die einst gewaltigen Stimmen der Herrscher jener Zeit. Als Roswit die Thaten Ottos des Ersten beschrieb, als sie die Dramen schuf, da war ihr Blick zunächst auf ihre Gegenwart gerichtet; aber zugleich stieg vor ihrer Seele das Bild eines künftigen Geschlechts auf, zu dem sie sprach, das die Geschichten ihres gefeierten Kaisers hören sollte. Sie hatte den Glauben, auch ihre Dramen werde man so auffassen und verstehen, wie sie sie geahnt hatte. Das ist der laute Ruf von Gandersheim, der durch die Jahrhunderte geht!

Auch uns hat er gegolten. Ob wir ihn verstanden, ob richtig gedeutet haben?

Die Antwort darauf versuchen die folgenden Blätter zu geben.

---

2. Das Kloster.

Das Leben des Einzelnen wird bedingt durch den Boden, auf dem er emporwächst. Die geistige Luft, die er einathmet, die Eindrücke, die er aus der Ueberlieferung empfängt, wirken gestaltend auf sein Wesen und Schicksal.

So war es zu allen Zeiten, besonders in jenen früheren Jahrhunderten, als die deutschen Stämme sich zwischen ihren Bergwäldern und Flüssen einzubauen, und die Heimath neu einzurichten begannen. Land und Landschaft sind entscheidend, zuletzt die Ortschaft, hier das Kloster.

Wie mit den ersten Bedingungen des Daseins, nicht anders ist es mit den höheren Gütern. Kenntniß und Gelehrsamkeit, Bildung und Richtung des kirchlichen Lebens waren damals eigenthümlicher Art. Weniger in die Breite verzweigt, als die Wurzeln in die Tiefe senkend, nahmen die allgemeinen Gedanken den besonderen örtlichen Charakter an. Für das einzelne Klo-

ster ist die Lage und der Schutz, der ihm dadurch wird, entscheidend, so wie der bischöfliche Verband, dem es angehört; Regel und Vorsteher, seine Stifter, seine Heiligen und deren Kultus, alles ist vom wesentlichsten Einfluß.

Durch Gandersheim ward Roswits Leben bestimmt. Hier fand sie Erziehung und Bildung, Mittel der Studien, persönliche Verbindung mit dem Herrscherhause, die erste Anerkennung ihrer Schriften, eine tiefe Vergangenheit, eine reiche Gegenwart, die ihr Talent erweckten, und einen glänzenden Stoff darboten, der ihren Namen auf die Nachkommen gebracht hat. Abgeschieden von der Welt, war sie doch nicht ohne Kunde derselben und Verständniß dafür. Denn mehr als auf andere, wirkte die Strömung der Weltbegebenheiten gerade auf dieses Frauenkloster zurück. Der örtliche Geist ward hier von dem der großen Ereignisse berührt, und die engen Formen füllten sich auch mit allgemeinerem Gehalte, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verlieren. Nur hier konnte Roswit werden, was sie geworden ist, und hier ist ihr Leben zum Abschluß gekommen. Dies tiefe Heimathsgefühl durchglüht vor allen ihren Versen die, welche sie der Schilderung des Klosters widmet. Da bewegt sie sich auf dem geliebten geweihten Boden, aus täglicher Umgebung und Anschauung schildert sie diese Kirchen und verborgenen Thalgründe am schattigen Waldbach Gande, diese laubbekränzten Hügel, „von denen wir noch heute

eingeschlossen sind," die Steinbrüche, die ihre ungekannten Schätze zur Herstellung des Gotteshauses bieten. Allen Generationen der Bewohner ist sie eng verbunden; von fernen vergangenen Zeiten sagt sie, „wir, unser Kloster, unsere schwesterliche Schar." Sie stimmt ein in die Todtenklage wie in die Lobgesänge, in dem entschwundenen Gestern lebt sie nicht anders als im gegenwärtigen Heute.

Für uns ruht Roswits Leben in ihren Büchern, und Bücher sind des Schriftstellers Thaten. Um sie zu verstehen, muß man mit der Dichterin heimisch werden in ihren Klostermauern; und wenn sie selbst uns den Einblick in die Kapellen und Kreuzgänge von Gandersheim eröffnet, legt sie damit ein Zeugniß für ihr Leben ab.

Klöster sind die ersten Kulturstätten jener Jahrhunderte. An Einheit und Sicherheit der Ueberlieferung, an Gleichmäßigkeit und stiller Emsigkeit gehen sie selbst den Sitzen der Bischöfe voran. Sie ziehen engere aber tiefere Kreise des Daseins, sie sammeln die Schätze der Erinnerung, bald nicht allein der christlichen, sondern auch der vorchristlichen Welt, sie werden Sitze und Schulen der Gelehrsamkeit. Ihrer Abgeschlossenheit ungeachtet in stetem Verkehr mit der nächsten Bevölkerung, werden sie deren Lehrer, nicht des Glaubens allein, auch der Sitte, der geistigen Hebung des Lebens überhaupt. Ist die Stiftung eines Klosters ein gutes Werk im Sinne jener Zeit, die da-

durch einen Schatz im Himmel zu gewinnen wähnte, oder der frommen Politik, so zugleich auch eine kulturhistorische That. Das gilt namentlich von den frühern, zu denen Gandersheim gehört. Wenn nicht das älteste auf dem neu eroberten Boden des Sachsenlandes, ist es doch das erste, das gestiftet ward von einem alten sächsischen Dynastengeschlechte, die erste Begründung des spätern Kaiserhauses; glänzend nicht allein dadurch, sondern berühmt als Stätte der Bildung und Gelehrsamkeit.

Dreißig Jahre blutigen Kampfs hatte Karl der Große nöthig gehabt, um das ursässige Volk der Sachsen, dessen Lebenswurzeln tief mit diesem Boden verwachsen waren, in sein großes Kulturreich hineinzuziehen. Noch einmal dreißig Jahre vergingen nach seinem Tode, bevor die neue Ordnung den Enkeln gesichert war. In der Zeit dieses Uebergangs, noch unter Karl dem Großen, ward Liudolf geboren, der Sohn des ostfälischen Edelings Bruno, dessen Besitzungen am Harze, zum Theil in der Gegend des späteren Gandersheim lagen. Dieses Geschlecht gehörte zu denen, die sich mit Entschiedenheit den Herrschern des fränkischen Reichs anschlossen, und mit der neuen Ordnung an Macht und Ansehen gewachsen sind, um zuletzt Erben von Krone und Herrschaft zu werden. Früh kam Liudolf an den Hof Ludwigs des Frommen, und in die ritterliche Schar der Jünglinge, die dem Kaiser zu besonderm Dienst empfohlen waren. Hier

muß er Genosse und Freund des dritten Karolingers, Ludwigs des Deutschen, geworden sein, auf dessen Seite er in dem entscheidenden Bruderkriege steht. Während desselben war es zugleich zu einer letzten Erhebung der Sachsen gekommen. Die freien Männer, die kleinen Besitzer versuchten es mit gewaffneter Hand, gegen das fränkische Regiment und die ihm verbundenen Edelinge, mit dem Dienst der alten Götter auch die alte Volksfreiheit noch einmal herzustellen. Es war eine hoffnungslose Reaktion; 842 wurde sie blutig zu Boden geschlagen, und die neue Herrschaft dauernd festgestellt. In erster Reihe erscheint seitdem Liudolf als mächtiger Grundherr und Geschlechtshaupt, als fränkischer Graf und Beamter an des Königs Statt; die spätere Zeit nannte ihn Herzog, da ihm die Obhut der Landesmarken gegen Norden und Osten anvertraut war.

Nicht bloß der Wunsch eine große politische Machtstellung zu behaupten oder zu erweitern scheint ihn bestimmt zu haben. Die frühe Versetzung an den fränkischen Hof hat über seinen Lebensgang und die Geschicke seines Volkes entschieden. Dort ward er in der bildsamsten Jugendzeit erfüllt von den Gedanken, wie sie unter Karl dem Großen in Kirche und Staat sich entwickelt hatten; dort ward seine Ehe geschlossen, von dort kehrte er als Mann des höchsten königlichen Vertrauens zu den Seinen zurück. Er war berufen, die Kluft zwischen Sachsen und Franken zu

schließen. Oda, die Tochter Billings und Aedas, aus einem fränkischen Dynastenhause, heirathete er, und unterwarf sich dadurch den neuen Lebenswirkungen persönlich. Mit dieser Frankentochter kam der eingreifende Kultureinfluß in das sächsische Geschlecht, der ein Grundzug auch der spätern Herrscher bleibt. Diese Ahnin ist das Urbild der Enkelinnen. Die meisten sind in der Tiefe ergriffen vom Geiste des Christenthums, und durch seltenen Sinn für höhere Kultur überragen und wirken sie umgestaltend auf ihre Umgebung.

Die große Bedeutung einer klösterlichen Bildungsstätte, nachdem kurz zuvor die alte Volkskraft niedergeworfen war, konnte Liudolf nicht entgehen; es war der frische Same, der in das gewaltsam durchgearbeitete Land gelegt wurde. Von da aus konnte man die Lehre festigen, die Familien heranziehen, ihr Leben innerlich und äußerlich bestimmen.

Der Gedanke der Stiftung von Gandersheim wird zuerst durch die Aeltermutter Aeda ausgesprochen, und von ihr auf die Tochter vererbt; ein charakteristischer Zug, in dem die ganze Zukunft erscheint. Als sie einst bei Tagesanbruch vor dem Altare Johannes des Täufers betet, steht ein glänzender Jüngling vor ihr, in gelbem Gewande von Kamelfellen, mit strahlendem Antlitz, schwarzem Haar und sprossendem Bart, eine volle Figur, in der man ein Bild erkennen möchte, wie es vielleicht zu Gandersheim auf dem Altare der Kirche

aufgestellt war. Vom Himmel steigt der Prophet hernieder, um ihr die Stiftung eines Klosters für heilige Jungfrauen durch ihre Nachkommen anzukündigen, und einen Blick in den künftigen Glanz des Geschlechtes, das zur höchsten Herrschaft berufen ist, zu gewähren. Schon darum muß sich der erste Theil der Prophezeiung erfüllen. Die Ankündigung wird Befehl Hand ans Werk zu legen, und Oda übernimmt das Vermächtniß der Mutter.

Nun wird Rom, die heilige Stadt der Apostel und Kaiser, den Sachsen so lange ungekannt und ungenannt, Ziel ihrer Wünsche und Wanderungen, wo jene Zeit Heil und Bildung aus der reinsten Quelle zu schöpfen meinte. Wie einst die Angelsachsen, werden jetzt auch die Sachsen des Festlandes vom Kulturdurste dorthin getrieben. Von dort, von dem Papste selbst, wollen Liudolf und Oda den ersten Grundstein wie den letzten Segen ihrer Stiftung erholen. Ausgerüstet mit dem Empfehlungsbriefe des Königs erscheinen sie um das Jahr 845 vor dem Papst Sergius II. und erbitten seine Hülfe. Die heiligen Pfänder, die der neuen Pflanzstätte Ehre und den Mittelpunkt des künftigen Kultus gewähren sollen, die Zusicherung des apostolischen Schutzes, alles wird ihnen zu Theil. Mit den Reliquien des Anastasius und Innocentius kehren sie in die Heimath zurück. Zugleich mit diesen heiligen Schätzen werden sie einen großen Theil der kirchlichen und gelehrten Hülfsmittel, vor Allem auch Bücher mit

sich genommen haben, deren die Anlage eines Klosters in den wenig betretenen Waldungen des Nordens bedurfte.

Schon ist eine Stätte dafür ersehen, da weist ein neues Wunder auf eine andere hin. An der Gande, geschützt durch Waldungen und Moorgründe, eingeschlossen von belaubten Höhen, lag ein Dorf, wo von Liudolfs eigenen Leuten Schweinemast betrieben ward. In zwei Nächten vor Allerheiligentag erscheinen den Hirten himmlische Lichter, die das Waldesdunkel geheimnißvoll durchbrechen, in der dritten wacht Liudolf selbst und erkennt den göttlichen Rathschluß. Man beginnt auszuroden, und wo einst Faunen und Waldgespenster hausten, wird die Stätte heiliger Lobgesänge begründet.

Längst ist auch für eine Führerin der werdenden Schwesterschaft gesorgt. Wo anders könnte sie gefunden werden als in der Familie selbst? Früh haben die Stifter ihre älteste Tochter Hathumod der Zucht eines bewährten Klosters übergeben, damit sie den Dienst bei Zeiten kennen lerne. Im Jahre 852 weiht der Bischof von Hildesheim die zwölfjährige Aebtissin, vier Jahre später beginnt der Bau des Hauptklosters. Auch dieser geht nicht ohne abermaliges Wunder vor sich. Als das Werk durch Mangel an Baumaterial gefährdet scheint, wird die Aebtissin von einer Taube, welche die Stelle mit dem Schnabel bezeichnet, zu einem bisher unbekannten Steinbruch geführt, dessen Ergiebigkeit die Vollendung sicherstellt.

Doch der den Grundstein gelegt hat, ist nicht berufen den Schlußstein einzufügen. Zwölf Jahre nach dem Beginn des älteren Baus, zwanzig nach der Romfahrt, stirbt Liudolf plötzlich, bevor er ein höheres Alter erreicht hat. Seine letzten Lebensmomente sind erfüllt von ahnungsvollen Träumen, in denen man auf den Grund seiner Seele sieht. Er ringt mit der Vorstellung des Gerichts in den verschiedensten Gestalten. In die Tiefe des Abgrundes meint er zu stürzen, aber mit beiden Händen erfasst er einen Zweig und wird gerettet; dem Rufe, der ihm Vernichtung verkündet, antwortet er, seine Hoffnung stehe auf Gott. Dann sieht er, wie zum Troste, den himmelanstrebenden Baum seines Geschlechtes mit breiten Zweigen, er soll daraus erkennen, es sei vor der Welt herrlich, vor Gott wohlgefällig. Nicht bloß die Frauen dieser Familie fühlen sich ergriffen von außergewöhnlichen Mächten, und haben Gesichte und Verzückungen, die ihnen den Himmel öffnen; auch auf die Männer ist das übergegangen. Der Stammvater selbst stirbt mit prophetischen Träumen, die sich den legendenhaften Visionen anreihen.

Ein stattlicher Geschlechtsbaum wurzelte in der fruchtbaren Ehe Liudolfs und Odas. Drei Söhne und eine Tochter, die im ersten Lebensalter starben, werden gezählt, fünf Töchter, die den Schleier nahmen, eine sechste ist Wittwe, und ein Sohn entsagte der Welt im Kloster Lammspring. Dazu kommen die Tochter Liudgard, mit der König Ludwig III. den

karolingischen Thron theilt, und die Nachfolger des Vaters, die Herzoge Bruno und Otto. Also vierzehn Kinder, sechs Söhne und acht Töchter!

Auch die Aebtissin Hathumod erlebt den Abschluß des Werks durch die Weihe nicht. Sie stirbt zehn Jahr nach dem Vater 874, und zwei jüngere Schwestern folgen ihr im Amte nach einander. Gerberg I., die voll heiligen Eifers das Treuverlöbniß zerreisst, das sie einem edlen Manne verbindet, um allein dem himmlischen Bräutigam zu leben; dann Christina, die noch 22 Jahr dem Kloster vorsteht. So haben 67 Jahre hindurch, von 852 bis 919, drei verschwisterte Aebtissimen die Familienstiftung in gleichem Sinne geleitet. Gerade der weibliche Theil dieses merkwürdigen Geschlechts hat nicht wenig dazu beigetragen, die ersten Keime der Kultur im deutschen Norden zu pflanzen und zu pflegen. Denn wie im kirchlichen Dienste und gläubiger Versenkung, leben sie nicht minder in ihren Büchern, die nicht der Kirche allein, auch dem römischen Alterthum angehören. Der Gedanke einer Bibliothek entsteht. Mit dem höchsten Eifer unterhalten sie sich von ihren Büchern, sie träumen selbst davon, sie lesen miteinander, sie unterrichten sich gegenseitig. Nicht der kleinste Ruhm Hathumods ist es, schon durch ihre Fragen habe sie zu belehren verstanden; so weit hat sie sich diesen Wissensstoff zu eigen gemacht. Ueber allen waltet bis zuletzt die Stammutter Oda, das Abbild des altgermanischen Weibes. Einst würde man

in ihr das geheimnißvolle Orakel des Volksgeistes verehrt haben, jetzt, in der neuen Welt des Christenthums, wird sie nicht minder erfüllt von dem Geiste kirchlicher Entsagung und Prophetie.

Endlich im 75. Jahre sieht sie ihr Lebenswerk gekrönt, das Haus wird geweiht, 25 Jahr nachdem der Grundstein gelegt, fast 40 nachdem der Gedanke der Gründung gefasst worden war. Herzog Otto vollendet den Bau. Die Weihe wird vollzogen am 1. November 881, am Tage aller Heiligen, wo einst die himmlischen Lichter erschienen waren. Unter dem Zulaufe alles Volks setzen sich die Züge der Nonnen im Strahle des Frühlichts in Bewegung, unter dem Klange ihrer Lieder übertragen sie die heiligen Pfänder der Schutzpatrone zur neuen Stätte, und zum Preise aller Heiligen weiht der Bischof von Hildesheim das Kloster. Nun verkünden die frommen Gesänge das Lob Gottes hell und rein in jenem Walde, und unablässig bleibt die Versammlung in seinem Dienst.

Zugleich öffnen sich die Todtengrüfte des neuen Hauses. Dieser wunderbaren Frau ist das höchste Lebensalter beschieden, um ihre Kinder mit eigener Hand an der Stätte, die sie begründet, der Erde wiederzugeben; zwei Generationen soll sie begraben. Schon 880 ist Herzog Bruno gegen die Dänen gefallen; es stirbt ihr Schwiegersohn Ludwig III., ihre Töchter Liudgard und Gerberg, endlich auch Herzog Otto 912.

Als er die Augen schließt, umgeben die Nonnen sein Sterbelager, wie zur Abwehr des Todes. Drei Tage wird die Leiche ausgestellt, die Edlen, das Volk wallfahren unter lauter Wehklage herbei. Unermeßlich ist der Jammer der treuen Nonnen, als könnten sie ihm durch Thränen den Lebensathem wiedergeben; endlich sehen sie ein, das seien leere Hoffnungen, sie nehmen weisen Rath an. Die Leiche wird beigesetzt in der Kirche, die er hat gründen helfen.

In dieser Nacht des Trübsals geht ein Stern des Trostes auf, des Herzogs Enkel, der berühmte Otto wird geboren, an dem alle himmlischen Prophezeihungen sich vollziehen sollen, der künftige König und Kaiser. Nachdem die Aeltermutter Oda im Urenkel die Hoffnung des Geschlechts erblickt hat, beschließt sie ihr Leben, weit jenseits der Grenze des gewöhnlichen Menschendaseins im Jahre 913, 107 Jahr alt. Neben ihren Töchtern wird sie beigesetzt. Sechs Jahr später gesellt sich zu ihnen im Reiche des Lichts auch Christina, da mögen sie vereint des Lohnes genießen, welcher den Getreuen aufbewahrt ist. Mit diesem Gebete schließt Roswit das Gedicht, in dem sie die Anfänge ihres Klosters geschildert hat.

Mit dem Jahre 919 trat ein Wendepunkt ein, gleich bedeutsam für das Kloster, das Geschlecht seiner Begründer, und das Reich. Während Christina, die letzte Tochter Liudolfs starb, ward dessen Enkel, ihr Neffe, Herzog Heinrich zum Träger der deutschen Krone

erwählt. Dies Sachsenvolk, das noch vor hundert Jahren die Herrschaft von König und Kirche bekämpft hatte, übernahm jetzt die Führung beider. Ein kulturgeschichtlicher Umschwung vollzog sich; die legendenhaften Prophezeihungen, die man der Vergangenheit zuschrieb, in denen sich aber die Thaten späterer Zeiten wiederspiegelten, gingen in Erfüllung.

Als das sächsische Fürstengeschlecht den Thron bestiegen hatte, musste die ausschließliche Fürsorge der ältesten Stätte seines Ruhms aufhören. Jenen ersten siebenzig Jahren, in denen Gandersheim als bevorzugte Familienstiftung erscheint, folgen vierzig andere, wo wenig davon die Rede ist. Wenn schon ausgestattet mit reichen liegenden Gründen, durch königliche Verleihung auch mit dem Rechte der Selbstverwaltung und Steuerfreiheit, den wichtigen Privilegien, welche die kirchliche Politik den Klöstern vor allen zu gewinnen suchte, fehlte dem Stifte doch Eines, Vorsteherinnen, die dem herrschenden Hause angehört hätten. Die alte Generation ist abgestorben, ein jüngerer Nachwuchs, der in eine solche Stellung hätte eintreten können, ist noch nicht vorhanden. Und doch war diese Rücksicht jetzt wichtiger als früher. Denn ein bedeutender politischer Zweck dieser Frauenstifter war auch die Unterbringung der Töchter des Herrscherhauses, die man ebenbürtig außer Landes nur selten, minder ebenbürtig im Lande nicht ohne Gefahr, verheirathen konnte. Solche Aebtissinnen zu haben, war für die

Klöster selbst die Quelle vieler Bevorzugungen, der Ruhm und Stolz seiner Angehörigen.

Für Gandersheim trat jetzt eine andere Seite seines Daseins um so entschiedener in den Vordergrund, die Wirkung auf die mächtigen Landesfamilien, auf den allgemeinen Bildungszustand überhaupt. Auch das war eine ausgesprochene Absicht dieser Klöster, in ihnen die Töchter der Edlen des Landes zu sammeln, sei es als Unterpfand der Treue, sei es ihnen eine Stätte der Bildung zu sichern, von der sie selbst weiter bildend wirken sollten. Bereits waren drei Generationen durch diese Pflanzschule hindurchgegangen; ihnen gehörten die beiden Aebtissinnen an, die nunmehr gewählt wurden, die ältere Roswit und Wendilgard, die das Kloster während der 40 Jahre bis 957 leiteten. In dieser Zeit, als erst Heinrich I., dann Otto I. dem deutschen Reiche ein fest begründetes Dasein, und den allgemeinen Zuständen eine früher kaum gekannte Sicherheit gaben, ruhte Gandersheims Ruhm auf den Schülerinnen, die es damals bildete. Seiner Schule ward die junge Fürstin übergeben, welche die frühere Verbindung des Klosters mit der Familie des Stifters wieder herstellte, Gerberg, die Tochter Herzog Heinrichs von Baiern, die Nichte Ottos I.

Nicht allein der Gedanke, die künftige Aebtissin müsse ihren Nonnen als Vorbild des kirchlichen Wandels und der Gelehrsamkeit voranleuchten, sondern den Fürstentöchtern gebühre es, im Besitze der Bildungs-

mittel der Zeit zu sein und geistig über allen andern zu stehen, ist ein herrschender. Es ist die Ansicht, aus den obersten Schichten müsse eine solche geistige Strömung hervorgehen, wenn sie allmählich auch die untere durchdringen soll. Dazu gehörte die Einführung in die klassische Litteratur, nicht allein so weit die römische Sprache Ausdruck der Kirche war, sondern in den Kreis der Geschichtschreiber und Dichter, die man ihres Inhalts wegen, aber auch um der Formvollendung willen zu lesen pflegte. Gerberg blieb nicht innerhalb der schulmäßigen Grenze; in das Studium minder bekannter und schwieriger Autoren ward sie durch Geistliche eingeführt, die nach Ruhm und Gelehrsamkeit zu diesem Bildungswerke eigens berufen wurden. Es sind die Vertreter der weltlichen Gelehrsamkeit, die im Gegensatz zur kirchlichen, als die Weisen, die Philosophen bezeichnet werden. Wie mit ihrer Schwester Hedwig ein gelehrter Mönch von St. Gallen den Horaz las und sie im Griechischen unterrichtete, so fehlte es auch Gerberg nicht an gleich gelehrten Führern. Es kam zu einer Berührung dieser kirchlichen Frauen mit dem Geiste der antiken Welt, der, so wenig die damalige Zeit ihn in seiner Eigenthümlichkeit zu verstehen vermochte, doch nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Ein Jahrhundert nach Oda und ihren Töchtern wiederholen sich auf höherer Entwickelungsstufe dieselben Erscheinungen. Dieselbe unmittelbare Theilnahme an der Welt des Geistes und ihren Produkten, der

Durst nach Kenntniß und Bildung, die Richtung auf Litteratur herrschen auch hier; die Erbschaft des Talents, des Geistes wandert von Geschlecht zu Geschecht. Daß dieser Geist in Wahrheit ein lebendig machender sei, bewies Gerberg; aus der Schülerin ward eine Lehrerin. Es war etwa in dem Jahrzehnt von 950 bis 960, als die jugendliche Fürstin, die ihren Lehrgang so eben vollendet hatte, zu Gandersheim mit einer an Jahren etwas ältern Nonne zusammentraf, mit der sie eine Zeit lang durch Studien und Freundschaft eng verbunden war.

Es war die jüngere Roswit.

---

3. Die Dichterin.

Zu den eigenthümlichsten litterarischen Charakteren gehören jene, die hinter ihren Werken verschwinden, von denen man zunächst nicht mehr weiß, als sie selbst von sich zu sagen gut befunden haben. Vielleicht giebt es kein glänzenderes Zeugniß für die Thaten des schöpferischen Genies, als wenn die nächste Zeit überwältigt vom Eindrucke des Werks den Meister vergißt, und wenn dann eine spätere sich darauf besinnt, auch diese Schöpfungen seien aus einer persönlichen Kraft hervorgegangen, der Genius in seiner irdisch fassbaren Gestalt längst entwichen ist, und die Werke, die er als Denkmäler hinterlassen hat, bereits zu Räthseln geworden sind. Wie viel schwieriger sind diese nicht nach Jahrhunderten zu lösen, wo die Fäden, die den Verfasser mit der übrigen Welt verbanden, längst zerrissen oder vergessen sind.

Ueber den Gestalten der größten Dichter hat sich nicht selten die dunkelste Wolke gelagert. Roswita

Gedichte sind freilich von künstlerischer Vollendung weit entfernt, und ihre Zeitgenossen haben sie nur allzubald vergessen; aber zu den ältesten Erscheinungen ihrer Gattung gehören sie, geniale Eigenthümlichkeit wird man ihnen nicht absprechen können. Als späte Nachkommen das endlich zu erkennen begannen, war die Möglichkeit, über Leben und Bildungsgang der Dichterin Näheres zu erkunden, längst entschwunden.

So oft Roswit ihren Namen in den Gedichten genannt, so viel sie von ihrem Glauben und Hoffen hineingelegt hat, der äußern Umstände ihres Lebens gedenkt sie nur wie zufällig. Unbekannt ist die Zeit ihrer Geburt, doch läßt sich vermuthen, es sei etwa um das Jahr 930 gewesen; unbekannt die nächste Heimath, wie ihre Familie; aber nach ihrem Namen, ihrer Stätte zu Gandersheim und den Beziehungen zum Kaiserhause, muß sie einem edlen Sachsengeschlechte entsprossen sein; unbekannt endlich ist, wann sie ins Kloster eingetreten, wann der Tod dieses still beschauliche, innerlich reiche Dasein beschlossen habe. Doch hat sie ihren Helden Otto I. um mehrere Jahre überlebt. Mit ihm gerettet auf den festen Boden geschichtlicher Erinnerung, lebt sie mit ihm im Andenken ihres Volkes, während Vergessenheit den Schleier über jene Geschlechter ausgebreitet hat, die damals mit dem Klange ihrer Namen und Waffen die Welt erfüllten. Wie der König und sein Haus ihr persönliches Dasein an die großen umgestaltenden Thaten ihres politischen

Lebens geknüpft haben, so verdankt sie ihre Verbindung mit der fernen Nachwelt den stillen Thaten ihres schaffenden Genius.

In der Klosterschule ward Roswit durch Rikkardis, die Vorsteherin derselben, deren Andenken sie in hohen Ehren hält, in die Wissenschaft eingeführt. Bald erregten ihre persönlichen Eigenschaften, Talent und Geist, Eifer und Wissensdurst die Aufmerksamkeit der um mehrere Jahre jüngern Fürstin Gerberg, deren Bildung bereits abgeschlossen war. Gewiß war es ein Beweis der Anerkennung und des zwanglosen Verhältnisses der jugendlichen Klosterschwestern, wenn Gerberg es unternahm, Roswit in den Kreis der schwierigen Schriftsteller der römischen Litteratur einzuführen, der ihr selbst durch hervorragende Gelehrte eröffnet worden war.

Ein unschätzbares Hülfsmittel war die Bibliothek des Klosters, die „Scheuer“ wie Roswit sie nennt, die Vorrathskammer der Gelehrsamkeit. Jedes einzelne Buch ist ein Schatz, der unter den Kostbarkeiten der Kirche verzeichnet wird. Je schwieriger die Herstellung, je kostspieliger die Erwerbung eines Buches ist, um so höher wird es geschätzt, um so seltener sind zahlreiche Sammlungen. Schon dadurch war jene Zeit vor unruhiger Zersplitterung der Lektüre gesichert; aus dem Buche, welches man besaß, war man genöthigt, ein tiefes Studium zu machen, statt der ganzen Gattung mußte es dienen. Allerdings ist es ein

enger Gesichtskreis und Kurzsichtigkeit, schroffe Einseitigkeit, falsche Urtheile sind oft die unausbleibliche Folge; aber der Leser sammelte auch alle Kräfte, um den Inhalt in Fleisch und Blut zu verwandeln; was er besaß, besaß er ganz. Leicht erkennt man daher die Beispiele, welche die Schriftsteller vor Augen haben. Den Hauptbestandtheil dieser Sammlungen bilden stets Bücher kirchlichen Inhalts, die Theologie, die lateinische Uebersetzung der Bibel, nebst Theilen des gelehrten Rüstzeuges, das sich seit den Zeiten der Kirchenväter angesammelt hatte, die Geschichten der Kirche, mindestens in größeren Bruchstücken oder Auszügen. Erst in zweiter Reihe, kommt es auf die formellen Hülfsmittel für Verständniß und Gebrauch der Sprache an, auf die stilistischen Musterbücher, die Autoren der alten Welt.

Verhältnißmäßig reich und vielseitig muß die Bibliothek zu Gandersheim gewesen sein. Hier fand Roswit die litterarischen Vorbilder, durch deren fortgesetztes Studium ihr Urtheil geweckt, ihr Geschmack geläutert, die Fähigkeit eigener Darstellung angeregt ward, bis sie sich endlich zu selbstständigen Versuchen herangereift fühlte. Es waren Dichter und Prosaiker, Christen und Heiden ohne Unterschied, hier trat das religiöse Element hinter der formalen Vollendung auf einen Moment zurück. Virgil und Lucan, Horaz und Ovid lernte sie kennen, den Terenz, wahrscheinlich auch Plautus. Von den kirchlichen Dichtern Prudentius,

wegen seiner Versgewandtheit als christlicher Horaz gerühmt, Sedulius, Venantius Fortunatus, Martianus, Capellas und Boethius Schulbücher wurden beim Unterricht zu Grunde gelegt. Im Umfange der lateinischen Litteratur fand sie Alles, dessen sie bedurfte. Griechisch, das den Gelehrtesten wie dem Erzbischof Bruno von Köln und den St. Gallern nicht unbekannt war, hat sie nicht verstanden; überall folgt sie lateinischen Uebersetzungen.

Die Grundpfeiler ihrer Lektüre wie ihrer Schriften sind Virgil, Prudentius und Sedulius auf der einen, Terenz auf der andern Seite. Sehr wohl weiß sie den Stil des Epikers von dem des Dramatikers zu scheiden, jeden da anzuwenden, wo er seine Stelle findet. Eine nicht gewöhnliche Leichtigkeit in der Behandlung des Verses eignet sie sich an, und kann er sicher nicht klassisch oder korrekt genannt werden, so ist er ihr doch, was er irgend sein kann, der gefügige entsprechende Ausdruck ihrer Empfindungsweise. Freilich laufen zahlreiche Reminiscenzen ihrer Vorbilder mit unter; aber man verzieh sich damals größere Entlehnungen, und sah darin ein Zeugniß der Gelehrsamkeit, einen Schmuck der Rede; je geringer der Vorrath war, über den man zu verfügen hatte, je schwieriger waren solche Wiederholungen zu vermeiden.

In der dichterischen Behandlung des Verses ist Roswit durchaus einfach, sparsam im Gebrauch der Bilder, sehr selten sind sie weiter ausgeführt, meistens auf nur we-

nige Worte beschränkt. Die Gleichnisse sind die einfachsten, wie die nächste Umgebung sie darbietet, Sonne und Sterne, Lilie und Rose, wie sie bei weltlichen Dichtern oder in den biblischen Büchern hergebracht sind. Nicht in dieser mehr berechneten, kühlen Malerei, sondern in der überströmenden Fülle des Gefühls, in der Ueberschwänglichkeit, die durchaus weiblich, nach liebkosenden Bezeichnungen sucht, in der bis zur Gluth gesteigerten Wärme, in der Energie des Gesammtausdrucks liegt ihre Eigenthümlichkeit. Was sie giebt, ist ihr Glauben und Leben, und diese sind aus den Gedanken des Christenthums, aus den Ueberlieferungen der Kirche geschöpft.

Unter den kirchengeschichtlichen Büchern war eine Gattung, in welcher das darstellende Talent der Verfasser und der Geschmack der Leser einander zumeist begegneten, beide geleitet von dem Zuge frommer Andacht und Hingebung. Es ist die kirchliche Biographie, jene Geschichten des Lebens, oder vielmehr Leidens und Sterbens der Zeugen, die seit den Zeiten der ersten Verfolgungen für die Lehre eingetreten waren, und durch das Opfer ihres Bluts dem Christenthum stets neue Bekenner gewonnen hatten; jene Heroen der Kirche, die als höhere vermittelnde Gruppe der Heiligen zusammengefasst ward. Der Todestag des Einzelnen gilt als Tag der Geburt zum ewigen Leben, und wird zur frommen Erinnerung, im Jahres- und Festkalender mit seinem Namen bezeichnet. Damit

das kein leerer sei, bedarf es einer Darstellung, einer Lebensgeschichte, es sind die Legenda, welche gelesen werden sollen, damit sich die Andacht an solchen Vorbildern erbaue, und Nacheiferung erweckt werde. Je größer die Zahl solcher Zeugen und ihrer Biographien ward, je mehr erwuchs daraus eine Litteratur, deren Ausdruck die Legendarien sind, die nach dem Kalender geordneten und in den Kirchen gelesenen Heiligengeschichten.

Anders als heute verstand man die Legende damals. Uns ist sie eine Gattung fabelhafter Wundergeschichten, welche die glühend gesteigerte religiöse Phantasie zu sehen glaubte, welche die kirchliche Sage fortpflanzte, oder später auch wohl erfand, welche die fromme Einfalt niederschrieb und, weil sie aufgeschrieben war, als Thatsache gläubig hinnahm. So wird die Legende zur wahrhaften heiligen Geschichte.

Denn in Wundern lebt und webt jene Zeit ganz und gar. Nicht für das eine große Wunder der Welt hat sie Sinn, das versteht sich ihr von selbst; nur für die Wunder im Kleinen, denen sie überall zu begegnen wähnen, haben die Menschen Aug' und Ohr. Die nächste Naturerscheinung, deren Gesetz sie nicht kennen, eine überraschende Heilung, ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen da oder dort, sei es fromme Vision oder grobe Täuschung, alles wird zum Wunder. Ueberwiegend beschäftigt mit sich und der schweren Besiegung des eigenen Naturtriebs, stellen

sie sich selbst in den Mittelpunkt der Wunder, und die Voraussetzung, Gott müsse zu ihrem Schutze die Ordnung der Natur durchbrechen, ist diesem kindlichen Glauben durchaus geläufig. Die Klöster vornehmlich sind die Wiege des Wunders; beide bedingen sich gegenseitig. Wo Wunder geschehen, werden Klöster gegründet; wo Klöster sind, geschehen Wunder zur Verherrlichung ihrer Heiligen, deren Kraft sich erweisen muß.

Auch in Gandersheim war dieser Geist lebendig. Nicht blos in den Legendarien der Büchersammlung, in Sage und Geschichte, in Glauben und Phantasie, in dem täglichen Gespräche der Bewohnerinnen lebte die Legende. Wie mächtig sie wirkte, hat Roswit in der Darstellung von der Begründung ihres Klosters geschildert, der die oben gegebenen Züge entnommen sind. Es ist ein Bild ihres eigenen Lebens, der mächtigen Eindrücke, die seit frühster Jugend sich jeden Tag erneuerten. Diese Stätten sind ja durch eine Reihe von Wundern vor vielen geheiligt, durch andere Wunder bewahrt worden, als in der Zeit der Heimsuchung heidnischer Völker, der Ungarn und Dänen, die Klöster im Westen und Süden in Flammen aufgingen. So wird Roswit von zwei Gedanken beherrscht, sie lebe inmitten göttlicher Wunder, und der gottgefällige Träger derselben sei das Heldengeschlecht, dem das Kloster seine Stiftung, das Reich die Herstellung, seinen Glanz vor allen Reichen der Welt verdanke. Fürstenhaus,

Kloster und Reich sind durch das Wunder unzertrennlich verbunden.

Auch außerhalb des Klosters begegnet sie der Legende, aus fernen Landen kommt sie ihr als Zeugniß der Kraft, die unablässig auch in der Gegenwart sich bethätigt. Selbst in dem politischen Verkehre der Herrscher und Reiche erscheint das Wunder.

Otto I. war mächtig genug, um auch die Beziehungen zu der mohamedanischen Welt der pyrenäischen Halbinsel wieder aufzunehmen. Dort herrschte Abderrhaman III., der die Einheit dieses abendländischen Chalifenstaates noch einmal hergestellt hatte. Der feindliche Gegensatz des Glaubens war soweit gemildert, daß man sich mit Ehrengesandtschaften beschickte. Wiederholt waren sie seit 950 erschienen, an ihrer Spitze Bischöfe aus der maurischen Chistenheit; Jahre lang hatten sie im deutschen Reiche geweilt, einer derselben war hier gestorben. Da der König keine feste Residenz hat, sondern, um allen Landen gerecht zu werden, das Reich durchzieht und in dieser oder jener Pfalz seinen Sitz aufschlägt, theilen die Gesandten seinen Aufenthalt. Die Eigenthümlichkeit dieser Fremden kann daher auch den Bewohnern der norddeutschen Waldgebirge nicht ganz unbekannt geblieben sein. An der Leine und Ocker fehlte es nicht an Pfalzen, im Kloster selbst konnte der König seine Residenz für kurze Zeit nehmen, da muß muß auch an die Nonne die Kunde dessen herangetreten sein was die Welt erfüllte.

Bei solchen Veranlassungen, etwa um das Jahr 955, mochte ihr jener maurische Christ aus Cordova begegnet sein, der ihr mündlich von dem jüngsten Zeugen der Wahrheit berichtete, den er in der Heimath noch mit eigenen Augen gesehen hatte. Es war Pelagius, ein heranwachsender Jüngling aus edler Familie, der für die Seinen als Geisel in den Händen des Chalifen geblieben, und da er dessen schmachvolle Anträge und die verführerische Aufforderung zum Glaubensabfalle standhaft abgewiesen hatte, eines qualvollen Todes auf der Folter im Jahre 925 gestorben war.

So verbinden sich die Studien und Ueberlieferungen, in denen sie lebt, mit den Berichten, die ihr von göttlichen Kämpfen und Siegen aus der Welt zugebracht werden. Ueberall strahlt ihr das Wunder entgegen, und alle Strahlen sammeln sich in einem Brennpunkt, zu einer Wirkung, ihrem Empfinden und Glauben auch äußerlich Gestalt zu geben, wie die Phantasie ihrem innern Auge sie vorführt.

Stets werden sich die ersten Regungen des schöpferisch bildenden Geistes in unergründliche Tiefen des Geheimnisses zurückziehen. In ihren ersten Flügelschlägen ist sich die Seele selbst ein Geheimniß, und je mehr sie es ist, desto stärker werden jene sein; die instinktive Naturkraft will sich zur Darstellung bringen. Doch bedarf auch sie eines Vorbildes, aber dem ursprünglichen Genius wird das kleinste genügen, sich sogleich in einer Fülle zu zeigen, welche geringere

Talente auf dem langen Wege der Schule vergeblich zu gewinnen trachten.

Roswit besaß unleugbar originale dichterische Kraft, ebenso besaß sie Schule; dennoch gab es Manches, was den Versuchen eigener Produktion hemmend entgegentrat.

Zunächst kam das Verhältniß der Frau zum litterarischen Berufe in Betracht; um so mehr, da selbst die äußerliche Arbeit des Schriftstellers mit Schwierigkeiten verbunden war, deren Ueberwindung dieser den Charakter der Kunst gab.

Wenn die Mehrzahl der Frauen innerhalb der Grenze von Familie und Haus durch strenge Sitte gebunden war, so öffneten sich die Schranken denen, welche sich dem Dienst der Kirche widmeten und dadurch eine Ausnahmsstellung gewannen. Indem sie dem nächsten Wirkungskreise entsagten, und sich einer engen, der Natur widerstrebenden Ordnung unterwarfen, erkauften sie den Eintritt in verschlossene Gebiete des Lebens und die Möglichkeit, Kräfte zur Ausbildung zu bringen, die sonst nicht zur Kundgebung gelangten. Erreichten sie höhere Stufen, so konnte es geschehen, daß die Klosterzelle der Eingang zur bewegten Welt der Politik ward, oder der stillen des Studiums der Wissenschaft, und ihnen Bildungsmittel darbot, von denen die übrigen Frauen wie die Masse der kämpfenden Männer ausgeschlossen war. Durch die Kirche wurden sie nicht allein in die Litteratur, sondern auch in den litterari-

schen Betrieb eingeführt. Lesen und Schreiben in lateinischer Sprache mußte bis zu einem gewissen Grade allen Nonnen geläufig sein. Blieb auch die Fachgelehrsamkeit Sache der Mönche, so lag doch schon darin ein fruchtbares geistiges Element.

Bis zur selbstständigen Verwendung dieser Mittel zu schriftstellerischen Zwecken war für die Frau immer noch ein schwerer Schritt. Dazu gehörte mehr als das Alphabet zu kennen. Die Durcharbeitung und Bewältigung des Stoffs, nicht nothdürftige sondern volle Beherrschung der Form, die Kraft der Einwirkung auf den Leser; alles das erforderte Freiheit und Sicherheit der Bildung, einen letzten kühnen Entschluß des Geistes. Das war nicht zu trennen von einer wenigstens theilweisen Enthüllung des inneren Lebens vor den Augen unbekannter scharf urtheilender Leser, die vielleicht schonungslos vernichteten, was Fleiß und Begeisterung geschaffen hatten. Davor schreckte die Frau zurück.

Unzweifelhaft ging Roswits Eintritt in die litterarische Welt mancher Kampf voran. Sehr oft kehren Schilderung und Versicherung, Anklage und Entschuldigung ihrer Schwäche in diesen Dingen wieder. Indem sie sich gedrungen fühlt, öffentlich zu sprechen, ist sie nicht ganz frei von dem dunkeln Gefühl, etwas gethan zu haben, was ihr verargt werden könnte. An die höchsten Gedanken appellirt sie, um mögliche Einwürfe zum Schweigen zu bringen; aber

gerade dadurch macht sie auf das Vorhandensein des Konflikts aufmerksam. Gern möchte sie den Tadel durch ein volles Eingeständniß ihrer Schwäche entwaffnen; sie fürchtet die harte Berührung der kritischen Hand. Sie verkennt nicht, auf der Wissenschaft ruhe ein hoher Ernst, eine Macht und Strenge der Verantwortlichkeit und rückhaltlosen Preisgebung dessen, der sich ihr widmet, welcher die zartere weibliche Seele sich nicht mit gleicher Willigkeit füge. Aber an dem Urgrunde alles Wissens hat auch sie ihren Antheil, sie ist der Lehre und Bildung fähig, und darum berufen, sie nicht allein aufzunehmen, sondern wirkend zur Darstellung zu bringen.

Dieser Beruf ist ihr göttliches Erbe, ein Inhalt, der auch das schwächere Gefäß erfüllen und zu Ehren bringen könne, eine Offenbarung, der sie nicht widerstreben dürfe. Jeden weitern Zweifel hebt das Wort der Kirche. Auch ihr ist ein Pfund verliehen worden; es zu vergraben, wäre Versündigung, es darf nicht, wie sie sagt, vom Roste stumpfer Vernachlässigung in ihrem eigenen Herzen angefressen werden. Wird einst Rechenschaft gefordert von jedem unnützen Worte, so auch vom Schweigen. In dem Maße als gegeben ist, wird gefordert werden. So kommt sie zu der Erklärung, es sei ihre Pflicht, auszusprechen, was Gott ihr ins Herz gelegt habe. Das ist der Standpunkt des Dichters.

Diese Auffassung verlangte zunächst tiefes Geheimniß ihrer Arbeiten, das Gebot weiblicher Scham und

die Schüchternheit des beginnenden Autors fallen zusammen. Allein, in einsamer Zelle, in abgestohlenen Stunden, mit angstvollem Eifer ringt sie mit den Anforderungen des Stoffs und der Form, mit dem gesetzmäßigen Gebrauche von Sylbe und Vers, mit der Gestaltung der Perioden, schonungslos vernichtet sie das übel Ausgedrückte. Damit sie nicht in ihrem Vorhaben gehindert werde, wagt sie selbst ihre fürstliche Freundin nicht ins Vertrauen zu ziehen, geschweige denn einen der Gelehrten um Rath zu fragen. So schildert sie selbst diese Seelenkämpfe in der Vorrede, mit welcher sie später die Legenden zu einem größern Buche zusammengefasst hat.

Die Stoffe ihrer ersten dichterischen Erzählungen fand sie in den Legendenbüchern der Gandersheimer Bibliothek, die Vorbilder ihrer Form in dem heroisch heidnischen Virgil und dem christlichen Dichter Prudentius. In der Aufeinanderfolge der einzelnen Stücke ist eine fortschreitende Entwickelung unverkennbar. Von den biblischen Stoffen geht sie zur späteren Legende über, von der mythischen Epik zum Drama, von diesem zur episch historischen Darstellung. Mit dem Fernsten hat sie begonnen, mit der Gegenwart hört sie auf.

Der Frau stand beim ersten dichterischen Versuche die idealste Gestalt am nächsten, die ewige Jungfrau, die das Heil der Welt geboren hat, das Weib in höchster Vollendung, weil Mutter und Jungfrau zu-

gleich. In dieser Anschauung lebt sie, ihre Phantasie ist erfüllt von den zahlreichen Wundern und ausgemalten Bildern der apokryphen Evangelien. In ihrer Geschichte der Geburt und des frommen Wandels der Mutter Gottes folgte sie einer dem Matthäus zugeschriebenen Geschichte der Kindheit Christi, in dem idyllisch tändelnden Tone gehalten, wie der Kinderglaube ihn erzeugt. Daran schloß sie eine Darstellung der Himmelfahrt; die bekanntesten Stoffe durfte sie am ersten zu bewältigen hoffen. Mit Gangolf, dem Musterbilde eines neubekehrten frommen Fürsten aus den Zeiten der ersten Karolinger, der als Opfer seines ehebrecherischen Weibes fällt, steigt sie in das germanische Zeitalter herab, wo Legende und volksthümliche Sage sich begegnen; mit Pelagius in die Gegenwart. Keine unter diesen Erzählungen ist anschaulicher in der Darstellung, wärmer im Hauche tiefster Andacht, als diese Leidensgeschichte.

Ihr nächster Held ist Theophilus, jener Priester, dessen falsche Demuth zum verderblichen Ehrgeiz umschlägt, und ihn zum Bündnisse mit dem Bösen führt, dem er die Seele verschreibt. Unrettbar wäre er verloren, wenn nicht die ewige Jungfrau auf seinen reuevollen Hülferuf dazwischenträte und dem Teufel das verhängnißvolle Blatt entrisse. Mit mächtig erregter Phantasie schildert die Dichterin die Gewissensqualen des Sünders und die Schrecken des drohenden Gerichts; Töne schlägt sie an, in denen man die Vor-

klänge des gewaltigen Hymnus Dies irae hört. Theophilus ist das Urbild des Faust. Aber erst Roswit hat ihn mit dem Zuge ausgestattet, durch den er für uns dazu wird, er ist zugleich ein Mann der Weisheit, der Wissenschaft. So hätte Faust beinahe ein Jahrtausend, bevor er unsern derselben Stätte die universale Weihe empfing, die erste tiefere Auffassung und dichterische Darstellung durch die freilich noch unsichere Hand dieser Frau erfahren.

Hier trat ein Ruhepunkt in ihrer schriftstellerischen Thätigkeit ein; Roswit begann den Schleier des Geheimnisses zu lüften. Die fünf ersten Erzählungen legte sie ihrer fürstlichen Lehrerin zur Begutachtung vor, doch wie weit deren Kritik darauf eingegangen sei, ist unbekannt. Um dieselbe Zeit ward Gerberg Aebtissin des Klosters. Das Verhältniß zu der einfachen, wenn auch befreundeten Nonne mußte sich in manchen Punkten ändern. Aber sie verstattete die Vorlesung der Legenden im Refektorium, auch während der gemeinsamen Mahlzeit sollte die Unterhaltung erbaulich sein. Die Klosterschwestern waren das erste Publikum der Dichterin.

So ermuthigt fügte sie etwas später drei neue Erzählungen hinzu. Es war eine Episode aus dem Leben des Bischofs Basilius von Caesarea, der ebenfalls dem Teufel eine Beute entreisst, einen Sklaven, der sich dem Bösen verschrieben hat, mit dessen Hülfe er das Herz der Tochter seines Herrn gewinnen will. Auf

den geschriebenen Pakt mit dem Teufel legt der Aberglaube auch hier einen besondern Nachdruck, auf das formale Recht, das wie der Fluch des Gesetzes durch die göttliche Gnade gebrochen und aufgehoben wird. Ferner die Legende des Dionysius, des sogenannten Areopagiten, der zu Athen von Paulus bekehrt, nach Gallien gesandt sein sollte, um das Christenthum zu predigen und dafür zu fallen. Endlich das Leben einer römischen Jungfrau Agnes, die den glänzenden Umwerbungen und den Foltern der Heiden widersteht, und als Ideal der Keuschheit verherrlicht wird.

Ein bedeutender Fortschritt war es ferner, als ihr die Aebtissin erlaubte die acht gesammelten Erzählungen durch Abschrift außerhalb des Klosters zu verbreiten, d. h. nach unserer Bezeichnung heraus zu geben. Durch eine gemeinsame Vorrede wurden sie zu einem Buche verbunden. Die frühere Schüchternheit der Dichterin begann einem wachsenden Selbstvertrauen Platz zu machen.

---

4. Legende und Drama.

Der erste Schritt in die Oeffentlichkeit war geschehen. Mit naiver Ahnungslosigkeit that Roswit zugleich einen zweiten nicht minder entscheidenden, den sie vielleicht kaum gewagt hätte, wenn sie seine ganze Bedeutung zu ermessen vermochte. Es war der Uebergang vom Epos zum Drama.

Sie vollzog ihn in einer Zeit, als mit andern Werken der alten Kunst auch die dramatische Form während des großen Völkersturms in Stücke gebrochen war, und im Abendlande sich nur die spärlichsten Trümmer in vereinzelten Ueberlieferungen wie zufällig erhalten hatten. Im Leben war das Drama verschollen, sein Dasein ein unterirdisches, und wie andere unverstandene Schätze des Alterthums in den Handschriften verborgen.

Am wenigsten Boden hatte es im deutschen Volke, das mit der römischen Vergangenheit nichts gemein hatte. Viel zu naturwüchsig war dieses jugendliche

Geschlecht, zu sehr lebte es im Drange der Thaten, um die That als Gegenstand der dramatischen Darstellung zu verstehen. Noch herrscht die epische Anschauung. Die Mimen und Gaukler ziehen umher, und singen und sagen beim Saitenspiel halbhistorische Lieder, die ein Abbild der ergreifendsten Ereignisse des Tages sind. Höchstens zur Wechselrede versteigen sie sich. Eher hätten die Formen des Kirchendienstes, die Responsorien, in denen die Keime des künftigen Dramas lagen, einen Anknüpfungspunkt bieten können; aber auch sie waren noch wenig entwickelt.

Dennoch gab es in Gandersheim selbst einen Vorgang, der vielleicht entfernt darauf hinführen konnte. Als nach dem Tode der Aebtissin Hathumod der Mönch Agius in das Kloster kam, um die Nonnen zu trösten, entspann sich ein Zwiegespräch, das einen so tiefen Eindruck hinterließ, daß sie es zu bleibender Erbauung aufgeschrieben zu lesen wünschten. Er fasste es in lateinischen Versen und, um die Ursprünglichkeit zu bewahren, dialogisch ab, wie es gehalten sein mochte. Rede und Gegenrede, Klage und Trost wechseln ab, der eine soll die andere überwinden; das giebt eine gewisse dramatische Bewegung, aber noch lange kein Drama, am wenigsten ein mustergültiges.

Aber unleugbar hat Roswit einen ursprünglichen Zug zum Dramatischen, das zeigt sich schon in ihren Erzählungen. Sie versteht zu kürzen, und erreicht dadurch eine erhöhte Wirkung. Wo es gilt die Lei-

denschaft zu schildern, oder die Handlung in beschleunigtem Schritte der Entscheidung entgegenzuführen, läßt sie den Dialog vorwalten. Fast scheinen ihre Gestalten aus dem epischen Rahmen herauszutreten.

Doch wie kam sie zu dem Gedanken des Dramas selbst? Zu Konflikt, Katastrophe und Lösung? Sie hatte ein klassisches Vorbild. Aber welches? den Terenz!

War Virgil der klassische Kaiserdichter, und standen die ritterlichen Tugenden, das Heldenpathos seines Aeneas der germanischen Anschauungsweise näher, so hatte sich auch der ihm wenig vergleichbare Komiker in den Schulen eingebürgert. Seine Sentenzen und Schlagwörter wurden in Vers und Prosa wiederholt; Kirchenfürsten und Staatsmänner wie Bruno von Köln, studiren ihn mit Eifer. Während die leicht Erregbaren sich der ursprünglichen Wirkung der Komik mit vollem Behagen, oft unter schallendem Gelächter überlassen, belegen ihn die kirchlichen Sittenrichter mit den strengsten Censuren. Es war der Reiz der Neuheit, des schlagfertigen Witzes, die Vollendung der Form, und gewiß nicht minder der sinnliche Kitzel der Bilder, der den unwiderstehlichen Eindruck machte.

Dieses dankbare Publikum, das der lateinische Komiker bei einer späten Nachwelt, in einer von ihm ungeahnten barbarischen Zone fand, ward Veranlassung und Ausgangspunkt für Roswits eigene Dramen.

Denn viele Gläubige, das ist auch ihre Ansicht, werden irre gemacht durch diese Lektüre, sie werden durch den glänzenden aber trügerischen Schein verführt die heidnischen Künste der göttlichen Wahrheit vorzuziehen, und der heiligen Schrift entfremdet. Mit diesem Ergötzen verbindet sich zugleich die Bekanntschaft ruchloser Verhältnisse, denn solche sind es, die den Inhalt jener Komoedien bilden. Mit diesen Beobachtungen und Geständnissen beginnt die Dichterin die Vorrede, die sie ihren Dramen voranschickt. An sich selbst hat sie den unwiderstehlichen Zauber dieser Verse erfahren; sie erschrickt vor der Wirkung, und muß sich gestehen, der Frau am wenigsten gezieme das, bei diesen Bildern steige ihr das Blut vor Scham ins Angesicht.

In der sonderbarsten und gefährlichsten Umstrickung fühlt sie sich befangen. Sittlich empört und beleidigt als Weib, bedrückt in ihrem Gewissen, voll Schrecken vor dem kommenden Gericht, ist sie doch gefesselt durch die Anmuth der klassischen Form. Erbangt sie dort als Mitglied der Kirche Christi um das Heil ihrer Seele, so blickt sie doch nicht ohne Neid auf die vollendete Kunstform des Meisters, neben dem sie sich als dürftige aus weiter Ferne unbehülflich nachstrebende Schülerin fühlt.

Es ist ein großer Gegensatz, von dem auch sie ergriffen wird, des Christenthums und des klassischen Alterthums, der in verschiedener Gestalt zu allen Zeiten ein tief bewegender gewesen ist. Bisher wa-

ren beide Mächte Bundesgenossen gewesen, mit einander hatten sie das altgermanische Volksthum bekämpft. Von beiden hatten die Sachsen noch vor zweihundert Jahren keine Ahnung gehabt; aber durch den Bruch der Nationalität hatte sich ihr Sinn anderen, höheren Zielen geöffnet; erst dem Evangelium, dann der Litteratur.

Jetzt stand die sächsische Nonne vor jener schweren Frage. In höchst eigenthümlicher Weise sucht sie aus diesem Konflikte herauszukommen. Das Ergötzen an der Kunstform und deren Erkenntniß mit dem Heil der Seele zu bezahlen, ist ein allzu hoher Preis; aber ist es denn nothwendig mit der Form diesen Inhalt in den Kauf zu nehmen? Ließe sich dieselbe Kunst, welche dort dem Laster dient, nicht auch der Tugend dienstbar machen? könnte jene Form nicht auch mit einem gottgefälligen Inhalte erfüllt werden? Roswit beschließt Gegenkomödien aufzustellen, es ist das christliche Drama. Der sittliche Zorn erweckt ihr schlummerndes Talent zur Nacheiferung. Nachbildend will sie den bewunderten Dichter bekämpfen, um sich von ihm zu befreien und die gefährdeten Seelen zu retten. Es ist eine Bewunderung, die mit demüthiger Unterordnung anhebt, zum nacheifernden Ehrgeiz emporwächst, und mit Kampf und Vernichtung endet.

Ein überaus kühnes Unterfangen war es! Die Nonne von Gandersheim unternimmt es im zehnten Jahrhundert lateinische Komödien zu schreiben, wie der

Freund Scipios zweihundert Jahr vor Christo! Nach seinem Muster, und doch gegen ihn! Ein größerer Kontrast war kaum denkbar! Zunächst war das nur möglich durch die Aufhebung des inneren Zusammenhangs von Form und Inhalt, durch die Zerstörung des klassischen Kunstwerks, also durch eine Barbarei. Aber zugleich lag darin die Ahnung, die Kunstform sei nicht der ausschließliche Besitz eines Volkes, einer Zeit, sondern ein Gut, zu dessen Theilnahme Alle berufen seien. Sollten sich viele Geister an ihr heranbilden, dann mußte selbst die vollendete Form ihren Weg durch eine Reihe neuer Umbildungen nehmen.

In Roswits Versuchen liegt der Keim der Entwickelung künftiger Jahrhunderte. Für sich allein macht sie den Uebergang vom Epos zum Drama durch, sie entdeckt es an der Hand des Terenz, aus seinen Komoedien erkennt und entwickelt sie die Grundbedingungen dieser Form und versucht sie selbst danach herzustellen. So vollzieht sich in ihr ein Prozeß litterarischer Kultur, von dessen Ahnung ihre Volksgenossen weit entfernt waren. Und das war die That einer Frau, keiner von allen Männern, die den Dichter lasen und bewunderten, war auf denselben Gedanken gekommen.

Es war nicht blos die Wirkung eines beweglichern, feiner organisirten Geistes, der die Unterschiede der Formen zu erkennen und in sie einzudringen, der Verschiedenartiges zu binden vermochte, es war eine schöpferische Idee. Mehr gehörte dazu als nur wortgemä-

ßes Studium der Musterkomoedien. Lebendige Auffassung, Fülle der Phantasie, formende und bildende Kraft waren nöthig, um nach diesen Gestalten aus der fremden Welt, wie sie im Buche standen, andere einzuführen, die nicht der römischen, sondern der christlichen Vorzeit oder Gegenwart angehörten. Nicht allein Fleisch und Blut sollten sie gewinnen, Seele mußte ihnen eingehaucht werden, denn Leidenschaften sollen sie handelnd darlegen, ein jeder seinem Charakter gemäß, um durch die gegenseitige Reibung eine allgemeine Handlung hervorzubringen.

Welch' ein Unterschied war nicht zwischen der Auflösung des häuslichen Lebens im spätern hellenischen Alterthum, dessen unsittliche Zustände hier dargestellt und selbst von den strengern Römern verurtheilt wurden, und den sittlichen Geboten des Christenthums, dem schwerfälligen streitbaren Ernste der Germanen, denen die Familie, und in deren Mittelpunkt das Weib ein unberührtes Heiligthum war! Ihnen konnten diese verschwenderischen Jünglinge, die ohne Ahnung eines kampffrohen Lebens im Genuß schwelgen, nur verächtlich sein; die durchtriebenen Haussklaven und Parasiten, die dem fahrenden Gaukler so nahestehen; die geraubten Töchter, die nach vielen bunten Verwickelungen endlich im Hause des öffentlichen Lasters wiedergefunden werden. Das Alles mußte ihnen nach der Grundstimmung ihres Volkscharakters ein Gegenstand des Abscheus sein.

Ganz andere, heilige Stoffe bot die Legende in reichster Fülle dar; Stoffe, die jenen Trug- und Lügengeweben gegenüber, denn dafür erklärt Roswit die Fabeln des Terenz ausdrücklich, die lautere geschichtliche, ja die göttliche Wahrheit zu geben schienen. Dadurch wird dieses Drama eine andere Art der historischen Darstellung. Die Geschichte selbst, ihre Vorgänge werden unmittelbar unter die Augen des Lesers gerückt, ihm sinnlich handgreiflich vorgeführt. Der Nonne liegt die Reinheit der Jungfrau zunächst am Herzen, die aus der Feuerprobe der lüsternen Versuchung wie der Qualen der Folter in gleicher Weise siegreich hervorgeht. Hatte der römische Komiker die Schwäche des verachteten Weibes dem rohen Gelächter seines Publikums schonungslos Preis gegeben, so stellte sich Roswit die große Aufgabe, das verworfene Weib aus dem Abgrund der Schande wieder emporzuheben, aus der Nacht der Schmach die Glorie der Tugend, in heiligen Jungfrauen die Herrlichkeit Gottes um so glänzender strahlen zu lassen. Reine Lichtbilder gab es freilich nicht, vielmehr galt auch hier, wo viel Licht, ist viel Schatten. Für die beabsichtigte Wirkung war das ein nicht unbedenklicher Punkt.

Sechs Dramen hat Roswit geschrieben, Gallicanus, Dulcitius, Calimachus, Abraham, Pafnutius und Sapientia.

Sie scheint damit die Absicht verbunden zu haben, den sechs heidnischen des Terenz ebenso viel christliche entgegenzustellen, das ist der Richtung des Mittelalters auf das Formale, Schematische in der Litteratur ganz gemäß. Ob jedem Terenzischen Bilde ein Gegenbild entsprechen sollte, ist nicht genau zu sagen. Allerdings, wie die Andria mit einer Doppelhochzeit schließt, so Gallicanus erster Theil mit einer dreifachen Entsagung. Im Eunuchen dringt unter dieser Maske der Liebhaber in das Weiberhaus ein; aber vor den christlichen Jungfrauen wird der schwarzentstellte Dulcitius schmählich zu Schanden. Abraham ist ein Heautontimorumenos, der die entlaufene Tochter aus der Welt mit eigener Gefahr zurückholt, während der Terenzische sich um den vertriebenen Sohn nutzlos plagt. Der Hecyra steht die Sapientia als rechte Mutter gegenüber, und die Buhlerin Thais wird zur bußfertigen Magdalena.

Wüßte man sicher, was sich nur vermuthen läßt, diese Dramen seien in derselben Reihenfolge, wie die Ueberlieferung ihre Namen erhalten hat, entstanden, so würde das ein eigenthümliches Licht auf die Entwickelung des Talents der Dichterin werfen. Denn die beiden letzten sind entschieden die schwächsten, und Roswit würde, was freilich auch sonst nicht ohne Beispiel ist, das beste zuerst gegeben haben, ihre darstellende Kraft hätte sich erschöpft. Doch um einen Ueberblick dieser merkwürdigen Gebilde zu gewinnen, wird ein etwas

anderer Weg als der zweifelhafte chronologische einzuschlagen sein.

Ihrem Werthe nach zerfallen sie in zwei Gruppen. In erster Linie stehen Gallicanus, Calimachus, Abraham, in zweiter Dulcitius, Pafnutius und Sapientia, die beiden letzten als abgeschwächte Wiederholungen der Fabeln des dritten und vierten Dramas.

Sapientia beruht auf der weit verbreiteten Legende von dem Martyrium der drei Schwestern Fides, Spes und Charitas. Dem Kaiser Hadrian wird durch seinen Rath Antiochus hinterbracht, eine neue Lehre bedrohe nicht allein den alten Götterdienst, sondern auch die Heiligkeit der Ehe, die Ruhe der Familie, ja Thron und Reich; zu ihren eifrigsten Bekennern gehöre Sapientia mit ihren Töchtern, aus einem fürstlichen Geschlechte entsprossen. Der Kaiser selbst verhört sie; zum alten Volksglauben sollen sie zurückkehren, oder der schwersten Strafen gewärtig sein. Wie sie im Leiden unerschütterlich, ist er in den Mitteln, ihren Widerstand zu brechen, unerschöpflich. Endlich erlahmen die Henker dennoch. Zu Tausenden verbrennen sie selbst an den Scheiterhaufen, die sie angezündet haben, während die sterbenden Dulderinnen von Engeln in den Kreis der Heiligen aufgenommen werden. Drei Meilen von Rom bestattet die Mutter die irdischen Reste der Töchter, und stirbt an der geweihten Stätte nach drei Tagen.

Das Ganze ist eine einzige große Marter- und Qualscene, gräßlich und einförmig. Auf der einen Seite die erfolglose und ermüdende Steigerung furchtbarer Mittel, auf der andern die Unüberwindlichkeit einer abgeschlossenen Ueberzeugung, hier giebt es keinen Kampf, überhaupt keine innere Bewegung. Auch wird das einfach menschliche Gefühl beleidigt durch den Triumph der Mutter, die drei Töchter zur Schlachtbank führt, und selbst am Leben bleibt, um die neuen Heiligen im Chore der Seligen anzurufen. Allzu nah hält sich die Dichterin an den Stoff der Legende, die zwischen historischem Vorgang und allegorischer Deutung auf die christlichen Kardinaltugenden hin- und herschwankt. Und mit ihr das Drama. Die Gelehrsamkeit, mit der die Hauptperson ausgestattet ist, und der gegenüber der Tyrann Hadrian als Schulknabe erscheint, entspricht ihrem Namen Sapientia nicht minder als den ihren die Haltung der Töchter Fides, Spes und Charitas. Dieses Drama ist ein erster Vorläufer der spätern Moralitäten.

Freilich würde die litterarische Bedeutung der Dichterin viel geringer sein, wenn sie nur dieses, oder nur in dieser Weise geschrieben hätte. Anders steht es mit den andern Dramen.

Zugleich ist Sapientia eine Wiederholung des Dulcitius. Wie dort drei Schwestern vor Hadrian, stehen hier drei andere, Agape, Chionia und Irene vor dem Tribunal Diokletians. Auch ihre Legende gehört zu

den Zeugnissen der alten Kirche. Der Kaiser will sie glänzend verheirathen, wenn sie das Bekenntniß Christi aufgeben; aber auch sie ziehen es vor als Märtyrer zu enden. Die Gerichtsscene bildet den Schluß, die Folterqualen hat sich Roswit dieses Mal erlassen, Alles verläuft rascher. Aber der Schwerpunkt liegt nicht in dem Schicksal der Dulderinnen, sondern, wie der Titel ankündet, in Dulcitius, dem vom Kaiser bestellten Richter, der nicht allein zum Gegenstand des Abscheus oder der Verachtung, sondern des Gelächters, zur lächerlichen Person gemacht wird.

Ein neues Element, die Komik tritt hinzu. Als der Richter den gefangenen Jungfrauen seine Wünsche kund thun will, wird er mit Verblendung geschlagen, statt ihrer umarmt er im Küchengelasse rußgeschwärzte Kochtöpfe mit Inbrunst. Daraus ergeben sich einige drastische Scenen, in denen sich Roswits Sinn für das Komische, der sonst bei Frauen so selten ist, entschieden ausspricht. Der klösterliche Ernst hindert sie nicht am Gebrauche des Kontrastes, und mit Geschick hat sie ihn zur Verherrlichung ihrer Heldinnen verwendet. Die Handlung ist minder skizzenhaft, Personen und Zustände treten klarer in den Vordergrund.

Eine zweite Gruppe bilden die Stücke Abraham und Pafnutius. Es ist dieselbe Fabel von der Rettung der gefallenen Sünderin durch den heiligen Anachoreten. In der Ausführung sind sie den beiden er-

sten überlegen, unter einander verglichen von sehr verschiedenem Werthe.

Pafnutius ist ein matteres Abbild des Abraham. Die gerettete Sünderin Thais gehört Aegypten, angeblich dem vierten Jahrhundert an; Pafnutius ist der Abt eines Eremitenklosters in der Wüste. Er hat keine persönliche Beziehung zu Thais, wie Abraham zu Maria, sie ist ihm weder verwandt noch seine Pflegetochter, für deren Seelenheil er mit dem seinen einstehen will, deren Abfall ihn demüthigt, weil er sieht, wie wenig seine Erziehung gefruchtet habe, wie der Keim des Bösen aus dem lautersten Boden emporwuchern könne. Vielmehr durch eine Art Offenbarung fühlt sich Pafnutius berufen, die Sünderin, die ihm der Typus des von Gott abgefallenen Menschen ist, zu bekehren.

Das will er zunächst seinen Schülern begreiflich machen, und hier beginnt das Drama. Durch den langen Umweg eines scholastischen Repetitoriums führt er sie, und schließt mit der Aufforderung, ihm mit Gebet zur Seite zu stehen, damit er nicht selbst den Schlingen des Bösen verfalle. Als Exposition ist diese Scene ungeschickt, ihrem Inhalte nach dem Stücke fremd. Sie kontrastirt sonderbar mit der Schlußepisode, in der vor dem Tode der reuevollen Büßerin einem Anachoretenschüler in der Wüste eine himmlische Vision zu Theil wird, über die eine Stimme von Oben ihn belehrt, nicht einem dieser heiligen Männer, sondern der

Buhlerin Thais gelte diese Glorie, ihre Buße sei nun beendet. Denn Pafnutius hat sie aus der Welt des Lasters gerettet und drei Jahre lang in eine enge Klosterzelle eingeschlossen. Als er sie endlich herausführt, stirbt sie, der Himmel öffnet sich, sie tritt in den Chor der Heiligen ein. Das ist mehr als bloße Vollendung der Sühne; es ist der Gedanke, im Himmel sei mehr Freude über einen geretteten Sünder als über neun und neunzig Gerechte. Aber allerdings ist der dramatische Ausdruck dem Gedanken nicht recht entsprechend, der Verlauf der Handlung unsicher, die Charaktere minder bedeutend.

Ganz anders Abraham. Menschlich wahr, voll tiefer Empfindung, steht er selbst innerhalb des Konfliktes zwischen einer göttlichen Mission und dem irdischen Antheil an der Sünde, aber siegreich geht er daraus hervor; wie der gute Hirt entreisst er mit eigener Gefahr das verlorene Lamm dem Dornengebüsch in der Wüste und führt es in die Heimath zurück. Der alten griechischen Kirche gehört auch er an, unfern der Stadt Lampsakus soll er im sechsten Jahrhundert gelebt haben. Ausführlich berichtet seine Legende, wie er, der Sohn einer angesehenen und reichen Familie, am Tage der Hochzeit der Welt entsagt, in die Wüste geht, den Heiden predigt, von ihnen gemißhandelt, vom Bösen versucht, dann vom Bischofe zum Presbyter geweiht wird, und endlich als heiliger Anachoret in der Wüste lebt. Hier nimmt er Maria,

die verwaiste Tochter seines Bruders, in Obhut, und erzieht sie zu frommem und beschaulichem Leben.

Auf diesem Punkte beginnt die Fabel des Dramas. Nachdem wir Maria zuerst gesehen in der Reinheit kindlicher Unschuld, wird sie auf Antrieb des Bösen durch einen heuchlerischen Mönch zu Falle gebracht. Mit vieler Einsicht ist die Scene der Verführung, die in einem anderen Drama ohne Zweifel einen breiten Raum eingenommen haben würde, übergangen, man hört nur davon. Um so wirkungsvoller treten die Folgen hervor, Maria erscheint als gesuchte Schönheit in dem glänzenden Elende eines öffentlichen Hauses. An jeder Rettung verzweifelnd, hat sie sich dem Laster in die Arme geworfen. Da beschließt Abraham sie mit höchster eigener Gefahr aus dem Abgrunde zu ziehen. In dem Gewande der Welt kehrt er in die Welt zurück. Spannend ist sein Eintritt in das Haus des Lasters in der großen Stadt, unter der Maske des Ritters; einfach, ergreifend, tiefsinnig das darauf folgende Gespräch. Es gehört zu dem besten, was die Dichterin, nicht in diesem Drama allein, was sie überhaupt gegeben hat. Motivirter, glaublicher erscheint die reuevolle Umkehr, es bedarf keines willkürlichen Eingreifens, es siegt der ursprüngliche Zug. Klar und sicher sind die beiden Hauptcharaktere, naturgemäß die Handlung, keine überflüssige Episode, keine Wunder, keine Gewaltsamkeit, sicher abgegrenzt nach allen Seiten, verbinden sich Einfachheit und Spannung.

Endlich Calimachus und Gallicanus. Sie paaren sich nicht wie die andern, jedes hat seine gesonderte Stelle.

Dem Calimachus liegt eine Episode aus der lateinischen Bearbeitung der apokryphen Akten der Apostel zu Grunde, in der die Erweckung zweier Todter durch Johannes erzählt wird. Im Drama steigert sich diese Fabel zur höchsten Wirkung. Nicht die Verführung, die Liebe als gewaltigste Leidenschaft tritt in den Kampf, nicht sowohl mit der Ehe, als der Jungfräulichkeit. Nicht als Verführer erscheint Calimachus, als Mann erregt in den Tiefen der Leidenschaft, bereit mit Anspannung aller Kräfte, muß es sein, mit dem Schwerte, den Besitz, den er mit voller Gluth der Seele wünscht, zu erobern. Er ist Heide, jung, schön, mächtig, selbstsüchtig und gewaltthätig, nichts liegt ihm ferner als Entsagung; mit Gewalt soll Drusiana die seine werden, wenn sie sich nicht willig ergiebt.

Hineingeschleudert in den Konflikt zwischen Bürgerkrieg und sittlichen Fall, vor dem weder der Gemahl noch der Apostel sie bewahren kann, weiß Drusiana ihn nur durch das letzte Mittel zu heben, den Tod. Nicht zum beliebten Dolche greift sie, aber sie bittet Gott um den Tod, und um ihrer Reinheit willen wird sie erhört. Da Calimachus sie in der zum Verbrechen gesteigerten Raserei selbst jenseits der Schwelle des Irdischen erfassen will, wird auch ihm ein plötzlicher Tod durch Schlangen, die aus dem Dunkel des

Gewölbes hervorvorbrechen. Zunächst geschieht das ihm zur Strafe; doch vernimmt er den tröstenden Ruf: „Stirb, auf daß du lebest!" Da erscheint der Apostel, durch eine Offenbarung berufen zur Ehre Gottes die Todten zu erwecken. Calimachus und Drusiana kehren ins Leben zurück, um es als ein höheres zu beginnen. Nur der heidnische Grabeswächter, der mit jenem gestorben ist, durch so viel Wunder gewissermaßen erdrückt, zieht solcher Erweckung den Tod vor. In der Wiedergeburt des Lebens lösen sich die Konflikte.

Schlag auf Schlag, in wachsender Stärke entwickelt sich die Handlung, wild und stürmisch treibt Calimachus vorwärts, in stiller Reinheit tritt Drusiana ihm entgegen; ernst, groß, versöhnend steht über ihnen der Apostel.

Ganz anderer Art ist Gallicanus.

Aeußerlich unterscheidet es sich durch den größern Umfang, die Handlung ist reicher, wechselvoller, mehr als die anderen Dramen geht dieses ins Einzelne. Es zerfällt in zwei Theile, die am Schluß des ersten durch das auch sonst an dieser Stelle übliche Amen unterschieden werden, aber zwei verschiedene Stücke sind es nicht, wie schon der gemeinsame Name zeigt. Jeder Theil ist ein in sich geschlossenes Ganze, verbunden werden sie durch das Schicksal Gallicans und seiner Bekehrer Johannes und Paulus. Die im ersten angesponnenen Fäden laufen im zweiten Theil vollständig ab.

Der Legende dieser beiden Palastbeamten Konstantins des Großen ist die Fabel entnommen, und unmittelbar an die Erzählung von der h. Agnes knüpft sie an. Denn an dem Grabe dieser ist Konstantia, die Tochter des Kaisers, von leiblicher Krankheit geheilt und von den Irrthümern des Heidenthums bekehrt worden. Gallicanus, der ruhmreiche Feldherr, dessen Heidenthum durch seine Unentbehrlichkeit entschuldigt wird, wirbt im Gefühle derselben um die Hand der Kaisertochter, fast macht er den Sieg über die Scythen von dieser Bedingung abhängig. Jene hat bereits das Gelübde der Keuschheit abgelegt, doch um den Mächtigen nicht zu reizen, läßt man ihn hoffen, und giebt ihm die beiden christlichen Palastbeamten mit, die ihn für die Lehre des Heils gewinnen sollen. Dieses Mal scheint der Unüberwindliche in der Schlacht zu erliegen, da, auf den Rath seiner Begleiter, wird er Christ, und zugleich Sieger durch ein anerkennendes Wunder, um dann der Hand der Kaisertochter entsagend, sich selbst zu besiegen, und einem beschaulichen Leben zu widmen.

Der zweite Theil zeigt den Rückschlag des Heidenthums. Der abtrünnige Julian ist zur Herrschaft gekommen, er schont die Christen nicht, wie einst Konstantin den Heiden Gallican; vielmehr büßt erst dieser, dann Paulus und Johannes ihr Bekenntniß mit dem Tode. Das Wunder auf ihrem Grabe bekundet sie als Heilige, und macht den Schluß des Ganzen. Mit

Recht heißt es Gallicanus; er ist die Hauptperson, die Handlung dreht sich um seine Bekehrung, nach dem Tode wirkt er fort. Da er als Opfer gefallen ist, können seine Bekehrer dem gleichen Schicksal nicht entgehen.

Hier entfaltet sich das dramatische Leben in reicherer Fülle, der handelnden Charaktere sind mehr, schärfer ausgeprägte, die Motive deutlicher, die Umrisse, wenn nicht kühner als im Calimachus, doch größer. Politischer Rath und vertrautes Zwiegespräch, Schlacht und Sieg wechseln, Furcht und Hoffnung, Glaube und Zweifel, Liebe und Entsagung kämpfen mit einander. Die verschiedensten Töne werden angeschlagen, um sich in dem Siege des Christenthums zu lösen, von dem sich die Feinde, selbst wider ihren Willen, ergriffen fühlen. Offen und männlich erscheint Gallicanus, im Konflikt zwischen Staatsraison und Christenthum der Kaiser, mit der Frömmigkeit verbindet die Tochter Konstantia die politische Klugheit des Weibes.

Sehr oft hat Roswit den Wortlaut ihrer Quelle beibehalten. Denn was sie giebt ist ihr ein historischer Vorgang, der keine wesentliche Aenderung des Thatbestandes erleiden darf. Aber man würde diesen merkwürdigen Produkten nicht gerecht werden, wollte man die Abweichungen nicht beachten. Diese sind um so charakteristischer, da gerade in ihnen das Talent am unmittelbarsten hervortritt, und diejenigen Bedingungen, die sie für das Drama unerläßlich hält.

Indem sie die Erzählung in den Dialog umwandelt, an die Stelle des Berichts der Thatsache deren gegenwärtiges Bild setzt, muß sie die Handlung auf die wichtigsten Punkte beschränken, und dann wieder erweitern. Aus Gallicanus monologischem Bericht in der Legende ist ein anschauliches Schlachtenbild und ein bewegtes Wechselgespräch über den Verlauf des Kampfs geworden. Aus der kurzen Erzählung von der unglücklichen Werbung des Dulcitius, der statt der Jungfrauen das Kochgeschirr in die Arme schließt, und von Ruß geschwärzt, überall verkannt wird, sechs Scenen. Kein geringer Beweis ihres Urtheils ist im Abraham der Verzicht auf den ersten Theil der Legende. Denn erst in der Episode von der Rettung der Sünderin erscheint der Heilige in vollem Glanze. Die Aufsuchung der Thais durch Pafnutius, ihr Abschied und alles Folgende sind Scenen, deren Motive die Legende nur mit wenigen Worten giebt. Auch dem Calimachus liegt eine glücklich gewählte Episode aus den weitläufigen Akten des Johannes zu Grunde. Sie verläßt hier den Buchstaben, um die Grundzüge der Handlung desto anschaulicher zu machen. Mit ekelhafter Breite wird im Original das Attentat im Grabgewölbe ausgemalt. Vor einer Darstellung dieser grauenhaften Versündigung an der menschlichen Natur schreckten weibliches Gefühl und aesthetischer Takt zurück. Aber ein leidenschaftlicher Ausruf des Calima-

chus läßt ahnen, wie weit seine Raserei gehen könne, wenn nicht das Wunder dazwischen träte.

Ohne aesthetische Schule, ohne entsprechendes Vorbild eine solche Umgestaltung des Stoffs durch die mehr geahnte als gekannte künstlerische Form auszuführen, war gewiß nur einer genialen Kraft möglich, und auch sie mußte manche Schwierigkeit zu überwinden haben. Man wäre begierig, einen Blick in die geheime Werkstätte dieser Arbeit zu werfen. Günstig genug ist das, wenn auch nur in geringerem Umfange, verstattet.

Roswit hat die Dramen mit einigen litterarischen Aktenstücken begleitet, die entfernt jenen Selbstbekenntnissen zu vergleichen sind, die tief arbeitende Schriftsteller bisweilen aufgesetzt haben. Es ist die Vorrede zu den Dramen und ein an ihre gelehrten Freunde gerichteter Brief. Man sieht daraus, an inneren Kämpfen und Anfechtungen anderer Art hat es auch bei dieser neuen Wendung nicht gefehlt.

Sie hat einige gelehrte Gönner gefunden, deren Gutachten über ihren schriftstellerischen Beruf sie erholt, weil, wie sie sagt, durch dreier Zeugen Mund die Wahrheit kund werde. Vor das Gericht ihrer litterarischen Genossen tritt sie mit den Dramen, in der Hoffnung durch den Ausspruch der Anerkennung vor sich selbst und andern gerechtfertigt zu werden. Leider erfährt man nicht, wer diese Zeugen gewesen seien, denen sie alle Eigenschaften erleuchteter Kritiker

zuschreibt. Geistliche sicherlich, hochstehende schwerlich, aber sie vertraut ihnen, sie hält ihr Urtheil für entscheidend.

Der Brief an diese Männer ist durchweht von dem Hauche eines selbstgewissen Geistes, des Talents, das sich fühlen gelernt hat. Ueber eine gewisse Lauigkeit und Gleichgültigkeit ihrer sonstigen Freunde klagt sie. Eine Zeit lang habe die Arbeit fast ganz geruht, weil die pflegende Sorgfalt, die eingehende Theilnahme der Lehrer aufgehört habe; das ihr anvertraute Pfund scheint in Gefahr zu verkommen und vom Roste der Unthätigkeit verzehrt zu werden. Nur sehr wenige hätten sich gefunden, die ihr Muth gemacht, eine Arbeit, wie diese Komoedien, fortzusetzen. Das ist die Sprache eines in seinem Selbstbewußtsein verkannten Talents, eines verletzten Gemüths, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit. Es ist zugleich eine Anklage ihrer nächsten Genossinnen, ihrer fürstlichen Aebtissin selbst, die sie früher als gütige Lehrerin gerühmt hat.

Noch gehobener ist der Ton der Vorrede. Sie ist geschrieben, nachdem die Kritiker den Beruf der Dichterin, „die auch in ihr wirkende Gnade des Gebers alles Guten" anerkannt, und der Absicht wie der Ausführung der Komoedien ihre volle Zustimmung gegeben haben. Schon daß sie in den ersten Zeilen eine etymologische Deutung ihres Namens Roswit voranstellt als „Lauter Ruf", ist bezeichnend, und ihrer frühern schüchternen Haltung durchaus nicht entsprechend.

Was sie zu sagen hat, soll zum lauten Rufe werden, der von Gandersheim in alle Welt ausgeht. Nur wer seiner Kraft bewußt war, wer selbst Ruf hatte, konnte einen solchen Ruf in die Welt senden.

Die Vorrede giebt die historische Erklärung, wie sie durch die Lektüre des Terenz zum Versuch eigener Dramen geleitet worden sei; zugleich aber ist sie abwehrenden Inhalts. Die Dichterin glaubt sich vertheidigen zu müssen.

Roswit verwahrt sich gegen den Vorwurf der Anmaßung, als wolle sie ihre Komoedien den Terenzischen nach Kunst und Ausführung auch nur entfernt zur Seite stellen; der Form nach seien sie gering und dürftig, die größte Thorheit wäre es, wollte sie sich auch nur dem letzten Schüler der alten Dichter vergleichen. Sie verwahrt sich gegen diejenigen, welche Anstoß nehmen an der Darstellung des verderblich süßen Liebesgeschwätzes und des verabscheuenswürdigen Wahnsinns unerlaubter Liebe. Diese mögen bedenken, dergleichen sei geboten durch die Eigenthümlichkeit, durch den Stil dieser Gattung. Liebesverhältnisse hielt sie also für das Drama unerlässlich. Nur aus Terenz konnte sie diese Anforderung abstrahirt haben, die viel später, in ganz anderer Weise für die Bühne geltend gemacht worden ist.

Sie verwahrt sich endlich gegen die Zumuthung, als hätte sie, um sich die Beschämung zu ersparen, den Versuch, diese Welt darzustellen, ganz unterlassen sollen.

Den Sieg kann man nicht ohne Kampf mit dem Laster schildern, Alles geschieht zur Verherrlichung des Schöpfers, der mächtig ist in dem Schwachen, der das Weib erhebt, während der Mann zu Fall kommt. Christi Gnade zu preisen werde sie nimmer aufhören, aus Furcht vor dem möglichen Tadel der Kritik. Mit der festen Erklärung schließt sie, wenn ihr Unternehmen Beifall finde bei Einem, so sei sie zufrieden, wenn bei Keinem, wegen der mangelhaften Form, oder ihrer eigenen niedern Stellung, auch gut! so werde ihre That doch ihr selbst zu Statten kommen. An das tiefe Genügen denkt sie, das jede ernste Arbeit in sich trägt, mehr noch an das Verdienst, das sie sich zum Heil der eigenen Seele erwirbt, und das ihr einst angerechnet werden wird am Tage des Gerichts.

Hier war etwas vorgegangen, wodurch Roswits glücklich begonnene litterarische Laufbahn unterbrochen wurde. Hatte sich jenes erste günstige Verhältniß gelöst, und war sie bei Gerberg in Ungnade gefallen? Aber wie früher sind auch später beide in enger Verbindung, denn durch ihre Aebtissin wird die Nonne zu andern Arbeiten veranlasst. Oder waren es die Dramen, denen ihre Beschützer keinen Geschmack abgewinnen konnten? War es die fremdartige Form, das heidnische Vorbild, die Darstellung geheiligter Stoffe in solcher Gestalt, was sie zurückstieß? Fast scheint es so. Denn wer sich so vertheidigte, war angegriffen worden.

Auch zu andern Zeiten hat die künstlerische Behandlung biblischer Stoffe die Anklage willkürlich subjektiver Entstellung, der phantastischen Profanation und der Irreleitung des Glaubens hervorgerufen. Klopstocks Messiade, die auf demselben Boden wie diese Dramen erwachsen ist, hat solche Kritik erfahren. Auch diese Komoedien müssen den Meisten als Verirrung des Talents erschienen sein, darum hörten Zustimmung und Ermuthigung auf, darum appellirt die Dichterin an die höhere Instanz ihrer gelehrten Freunde.

Selbst das nur geschriebene und gelesene Drama verlangt mindestens ein stark theilnehmendes Publikum, das sich den Anregungen der Phantasie gläubig hingiebt und sie wirken läßt. Mehr Verständniß, mehr geistige Bewegung mußte Roswit wünschen. Fehlte diesem Funken die freie Lebensluft, so mußte er in sich selbst erlöschen.

Fasst man Alles zusammen, den Charakter dieser Vorreden, die Unmöglichkeit eines allgemeinen Verständnisses des Dramas in jener Zeit, das tiefe Schweigen in der Litteratur, das diesen Komoedien folgt; so wird es klar, Beifall haben sie nicht gefunden. Das günstige Urtheil der gelehrten Freunde hatte keinen Erfolg, Roswits Hoffnung den Terenz zu verdrängen war nichtig, ihr Versuch nicht geglückt. Er konnte nicht glücken, denn er hatte keinen festen Boden. Aber um so kühner war er.

Wer könnte unter diesen Umständen an die Möglichkeit theatralischer Aufführung denken? Im zehnten Jahrhundert, dem Drama und Bühne so fern liegen? Dennoch ist es geschehen. Schwerlich wäre es der Fall gewesen, wenn nicht die leicht angeregte Phantasie französischer Kritiker sich dieses Gedankens bemächtigt hätte. Mit großem Aufwande abenteuerlicher Genremalerei ist von der Verwandlung der Klosterkirche zu Gandersheim in ein Theater, von Rollenvertheilung und Kostümen der darstellenden Nonnen, von Vätern und Brüdern hinter den Koulissen gefabelt worden. An die Aufführungen im Stifte zu St. Cyr denken wollen, ist mehr lächerlich als witzig. Gandersheim und St. Cyr, Otto I. und Ludwig XIV., Oda und Madame de Maintenon! War es möglich, den Geist des zehnten Jahrhunderts so zu verkennen? Die Dichterin selbst hat nur an geschriebene und gelesene Dramen gedacht.

Um ein halbes Jahrtausend ist Roswit ihren Zeitgenossen vorangeeilt. Ahnungsvoll hat die vereinzelte Frau eine künftige Entwickelung vorweggenommen. Aber auch in neuerer Zeit hat es ihr an scharfen Kritikern nicht gefehlt. Der eine spricht ihr die Fähigkeit der Charakterdarstellung ab und findet ihre Redeweise kindisch, ein anderer die Dramen inhalts- und gedankenleer, ein dritter, sie werde mindestens überschätzt. Dennoch hat sie nicht nöthig, auch heute noch ihr resignirtes Wort: „Und wenn ich Keinem gefalle!" zu sprechen. Sie hat bil-

ligere Richter, ja Bewunderer gefunden. Man höre nur selbst den verrufenen alten Gottsched. Daß sie den Unterschied des Trauer- und Lustspiels, überhaupt die Gesetze des Dramas nicht kenne, will er ihr verzeihen. Wer könnte das auch in der Finsterniß des Mittelalters verlangen? Ihr vornehmstes Verdienst sei, sich nicht also merklich von der schönen Natur zu entfernen, wie andere neuere Poeten, denen Alles besser gerathe als das Gespräch! Kann der Dichter ein besseres Zeugniß verlangen?

Und in der That, wie bewährt Roswit gerade im Dialog ihre sichere Hand! Er ist weder wort- noch bilderreich, er schreitet nicht einher auf dem tragischen Kothurn, fast überall ist er natürlich, dem Charakter, der Situation angemessen. Selten hört man ein falsches Wort, niemals zu viel, öfter wünscht man die Rede minder knapp und epigrammatisch. Die Personen nehmen sich das Wort aus dem Munde, oft ein einziges werfen sie sich gegenseitig zu, und doch läßt es die Stimmung deutlich erkennen.

Können solche Vorzüge einem Dialog nachgerühmt werden, der aus Terenzischen Phrasen und Anklängen der lateinischen Bibel und der Legende des Mittelalters zusammengesetzt ist? Doch das ist das Kennzeichen, diese Elemente seien durch eine schöpferische Hand gegangen, die sie der widerstrebenden Eigenschaften zu entäußern und anderen Zwecken dienstbar zu machen wußte.

Wo bei so viel Gebundenheit so viel Freiheit ist, wirkt eine ursprünglich gestaltende Kraft.

Während sie die dialogischen Wendungen, die bequemen Sprechformen dem Terenz verdankt, hat sie in der rhythmischen Prosa, die den Schriftstellern des zehnten Jahrhunderts geläufig zu werden begann, für gehobenere Stimmungen den angemessenen Ausdruck gefunden. Der Grundcharakter ist der freie Wechsel von Hebung und Senkung, der nicht durch ein formales Gesetz, sondern den ethischen Accent geregelt wird. Die einzelnen rhythmischen Zeilen bewegen sich im freisten Tonfall, aber in einem gewissen Gleichgewichte der Glieder treten sie auf, durch den Reim ebenso sehr geschieden als verbunden. Von Metrum, Strophe, Gesetz kann hier nicht die Rede sein, Alles ist noch im Fluß des Werdens begriffen. Es ist die Prosa, die den Vers sucht. Gerade aber wegen ihrer Beweglichkeit ist sie der entsprechendste Ausdruck der Empfindungen des Moments und der vollen Tonleiter der gesteigerten Leidenschaft.

Vor Allem kommt es auf den Maßstab an, der angelegt wird. Wer könnte diese urwüchsigen Dramen mit der bewußten Kunsthoheit der antiken Tragödie vergleichen wollen? Die Nonne von Gandersheim, die älteste dramatische Dichterin Deutschlands, Lessing oder Schiller gegenüber zu stellen, wäre lächerlich. Es giebt Erscheinungen, die sich dem Paragraphen des Handbuchs entziehen, aber darum sind sie genial, weil

sie historisch individuell betrachtet und gewürdigt sein wollen. Wem Fabel und Handlung als dürftiges Gerippe erscheinen, das die denkbar einfachsten Grundlinien darstelle, die Charaktere steif, die Sprache wortkarg, das Ganze ohne dichterische Fülle, der möge sich der ältesten Gemälde italienischer und deutscher Schule erinnern. Sind die alten Meister minder ergreifend, mitunter großartig, weil die Zeichnung inkorrekt, der Stil einfach, ja trocken ist? weil er der Kunstkritik, die sich unter der Einwirkung späterer Muster herangebildet hat, dürftig oder gewaltsam und abstoßend erscheint?

Vielmehr auf die Einheit des Charakters kommt es an, auf den organischen Zusammenhang von Inhalt und Form. Die größte in sich selbst korrespondirende Einfachheit der Darstellung kann die höchste Wirkung erreichen, vielleicht ohne daß der Dichter es selbst ahnt, während das aesthetische Flickwerk, alles Aufwandes bewußter Kraft ungeachtet, todt zu Boden fällt.

Dennoch, könnte man einwenden, haben diese Dramen eine sehr bewußte Absicht, und zwar überall dieselbe, schon darum seien sie nothwendig monoton. Freilich monoton, zumal auf dem Gebiete des Dramas, ist so viel als kraft- und wirkungslos, und darum schließlich geistlos. Aber w i e man die Absicht versteht und durchführt, das ist das Wesentliche. Unendlich oft hat Roswit die ihre angekündet, zu zeigen, wie die Wunder Gottes in dem Schwachen sich am

mächtigsten offenbaren. Vornehmlich in dem Sinne der mittelaltrigen Askese, in der Behauptung der Virginität, der abstrakten Ehelosigkeit erscheinen ihr diese Wunder.

Denn in dieser einseitigen Form fand die damalige Zeit, die sich von einer ungebrochenen Naturgewalt beherrscht fühlte, den greifbarsten und ergreifendsten Ausdruck gewisser Grundgedanken des Christenthums. Seine weltüberwindende und umbildende Macht, die Paedagogik, die es an dem Einzelnen wie an der Menschheit ausüben will und soll, trat in diesen Kämpfen am deutlichsten hervor für diese Menschen. Die harten Gegensätze sollen überwunden werden, um sich bewußt und doch friedlich, gelöst und doch gebunden, wieder zu finden in dem großen Grundakkorde eines nun offenbar gewordenen göttlichen Weltgesetzes. Von seiner Ahnung ist Roswit durchdrungen, sie in verschiedenen Gestalten kund zu geben, ist die Absicht ihrer Erzählungen und Dramen.

Dem Geiste, der Idee Gestalt und Körper zu verleihen, ist die Aufgabe aller Kunst. Aber sie soll lebendig werden in den einzelnen Gestalten; wo sich der Gedanke dem Stoffe äußerlich anhängt, wie die Fabel der Moral, wo er die Charaktere zu allegorischen Figuren macht, da vernichtet er die dichterische Wirkung und mit ihr sich selbst.

In diesen Dramen kommt ein Kampf zur Darstellung, wie er irgend erfordert wird; der Konflikt des

Christenthums, das den Menschen ganz und unbedingt in Anspruch nimmt, das in schroffen Formen auftritt, weil seine Berechtigung, sein Dasein selbst noch bestritten wird. Darum kämpft es gegen die Mächte, welche die Welt inne haben. So mit dem Staate, nicht allein des verfolgenden heidnischen, sondern auch des christlichen Kaiserthums, mit den Forderungen, die dieser von den Grundlagen seines Daseins aus geltend macht. Oder sei es der Kampf mit der Gewalt einer nur sich anerkennenden blinden Leidenschaft, oder mit der gebrochenen Natur, die sich in ihrer Ueberkraft selbst zerstört hat, und nun hoffnungsloser Verzweiflung ergiebt. In der Verschiedenheit dieser Motive liegen nach heutiger Bezeichnung die Anfänge des historischen wie des Familiendramas. Jene im Gallicanus, diese im Calimachus und Abraham.

In der alten Komoedie sind es typische Charaktere, aus deren Einwirkung auf einander sich eine Menge bunter und schließlich doch monotoner Verwicklungen ergeben, scharf begrenzte fertige Figuren. Um so leichter sind sie auf einen engen Raum zu beschränken, um so eher vermag die künstlerische Ausführung sie zu beherrschen. Anders die Charaktere der Helden des Christenthums. Sie sind nichts weniger als fertig, denn sie sollen gereinigt, wiedergeboren werden. Sie unterliegen einem steten Kampfe und der Wandlung, bis sie das Ziel erreicht haben, sie ringen nach Vollendung, und erringen sie mit Hülfe einer Macht, die

sich in ihnen selbst offenbart, sie entwickeln sich in und durch die Handlung. Mithin muß diese eine andere Bedeutung erhalten, mit größerer epischer Breite eintreten als im antiken Drama. Sollte aber die Entwicklung des Charakters durch die ganze Stufenreihe verfolgt werden, so ließen sich die allereinfachsten Grundlinien der Handlung nicht mehr festhalten, am wenigsten der Zeit und des Orts.

Roswits dramatische Gestalten sind keine eckigen Figuren, denen Spruch oder Name, wie auf ungeschickten Bildern, aus dem Munde schriftlich geht, damit jeder sogleich wisse, woran er sei, und was zu erwarten. Wie sie selbst keinen Augenblick zweifelte, Menschen darzustellen, so hat sie dieselben in Wirklichkeit vorgeführt. Keine verblassten Schemen, keine Drahtpuppen, sondern Menschen, wie sie sie gesehen hat und kennt, bewegt von den Empfindungen und Gedanken, die ihre Zeit und sie selbst erfüllen. Gewiß, keine Ideale der Phantasie, sondern nachahmenswerthe, erreichbare Vorbilder wollte sie aufstellen, denn es waren ja historische Gestalten, die Handlung für die Dichterin keine erfundene Fabel, sondern unerbittliche Thatsache.

Freilich die Einheit von Ort und Zeit hat sie nicht gewahrt, und konnte sie nicht wahren. Doch das wäre gleichgültig, aber in den schwächeren Stücken hat sie auch die Einheit der Handlung nicht gewahrt; das unterliegt einer schäferen Kritik. Die Episoden und

Abschweifungen im Pafnutius und der Sapientia sind aesthetische Fehler, die eine entwickeltere Kunst vermieden hätte. Der Gedanke der Einheit des Orts und der Zeit ist ihr überhaupt nicht gekommen, einfach geht sie dem Stoffe nach.

Zwischen beiden Theilen des Gallicanus ist ein Vierteljahrhundert verflossen; im ersten zieht das Heer aus, schlägt den Feind und kehrt heim. Calimachus erfordert mehrere Tage. Im Abraham ist Maria zuerst sieben Jahr alt, zwanzig Jahr später kommt sie zu Falle, zwei Jahr nachher wird sie aufgefunden und zurückgeführt. Die Dichterin hat nicht das mindeste Bedenken, unter den Augen des Lesers das Kind zur Jungfrau aufwachsen zu lassen. Ebenso mit dem Schauplatze. Rasch wechselt die Scene, sei es das Kaisergemach, das Gefängniß, die Straße in Rom oder das Schlachtfeld im Scythenlande, das Haus oder das Grabgewölbe, die Zelle des Einsiedlers in der Wüste oder die große Stadt. Wie sie ihre Gestalten auf allen Wegen begleitet, hat sie das unbedingte Vertrauen zur Phantasie des Lesers, er werde ihrer Leitung in alle Verwicklungen folgen. Auf diesem Glauben ruht eine Grundkraft und die Wirkung der Poesie.

Wäre es zu viel, wenn man nach alle dem Roswit eine erste Schöpferin des modernen Dramas nennen wollte? Die erste Verfasserin der Zeit nach ist sie gewiß, dem Gehalte nach fürwahr nicht die letzte, und auf lange hinaus die einzige. Was ihr hem-

mend entgegenstand war der Mangel der volksthümlichen Sprache, die Unmöglichkeit sie für diesen Zweck zu verwenden, der Bildungsstand des Volks überhaupt, das solche Erscheinungen noch nicht zu fassen vermochte.

Sehr verschieden und viel jünger sind die Anfänge des spätern Dramas; eines langen Wegs bedurfte es, um wieder auf den Punkt zu kommen, wo sie einst gestanden hatte. Nur sehr langsam ließ sich gleiche Sicherheit der Behandlung gewinnen, aber dann war es in der Volkssprache, und darin lag der große nationale Umschwung. Mancher Schritt war nöthig, bis sich aus der liturgischen Recitation und den Wechselgesängen aus dem Evangelium in der Passionszeit eine Art kirchlicher Darstellung, aus dieser das Osterspiel und Mirakel, endlich das freigestaltete Drama erhob. Lange blieb es bei den Anfängen, bei der Wechselrede, dem breiten Dialog ohne Ahnung seiner Natur und der Charakteristik der Gestalten, der Handlung und Verwicklung.

Auf dem Pfade, den Roswit gegangen, ist ihr Niemand gefolgt, er ist verwachsen und verloren, der Wald, aus dem sie gleich einer zauberhaften Erscheinung herausgetreten ist, um darin wieder zu verschwinden, hat sich hinter ihr geschlossen auf Jahrhunderte. Oder wäre bis in das achtzehnte hinein in der Geschichte des deutschen Dramas Einer zu finden, der an gestaltender Kraft ihr nahe käme?

Auch hat man die Vergleichung an einer andern Stelle gesucht, bei Shakspere.

Freilich ist das eine Vergleichung des viel Geringern mit dem Höchsten. Aber auch er hielt sich in seinen Histories, wenn auch nicht aus religiöser, doch aus nationaler Pietät gebunden durch die einfachen Quellen, die ihm jeden andern Apparat ersetzten. Es ist bekannt, wie er der Chronik seines Holinshed folgte. Seine gewaltigsten Charaktere, die Heinriche und Richarde, sind aus diesem Stoff geschaffen, mitunter sprechen sie mit den Worten des Chronisten. Und dennoch, indem Chronist und Dichter sich in dem einzelnen Wort berühren, welcher Abstand zwischen beiden!

Zur Vergleichung mit diesem hat nicht allein die Kühnheit, der feste Realismus der Charaktere, der mitunterlaufende Schulwitz Veranlassung gegeben, sondern Gallicanus als große, wie die Historien, in zwei Theile zerfallende geschichtliche Tragödie, mehr noch die Parallele des Calimachus mit Romeo und Julia. Diese ist auffällig genug. Der plötzliche Tod des Liebespaares, die Scene in dem Grabgewölbe, das Wiedererwachen, der tiefe Blick des Apostels in diese Geheimnisse, das Alles konnte zu der Frage führen ob hier ein nachweisbarer Zusammenhang obwalte. Aber man kennt Shaksperes Quelle in Bandellos Erzählung und in Brookes Gedicht; die apokryphen Apostelakten waren ihm schwerlich, die Gandersheimer Nonne

gewiß nicht bekannt. Auch ist die Parallele so ganz zutreffend nicht. Bei Shakspere sind es Scheintod und Intrigue, welche die Parteien täuschen und das Liebespaar retten sollen, und es um so sicherer verderben. Bei Roswit kann man den Parteikampf höchstens ahnen, nicht Pater Marcus, sondern der Apostel Johannes greift ein, Tod und Erweckung sind ein Wunder, das geglaubt werden soll, und Rettung und Lebenserneuerung der Hauptpersonen zur Folge hat. Ausgangspunkt und Ziel sind sehr verschieden. Es ist eine Begegnung ähnlicher Geschichten, die in verschiedenen Zeiten und Voraussetzungen sich fortspinnen, die an einander erinnern, ohne daß eine von der andern erborgt wäre.

Eher wäre auf die spanischen Märtyrer- und Heiligentragödien hinzuweisen, in denen Kämpfe mit der nicht christlichen Welt vorgeführt werden; auf Calderons standhaften Prinzen, der für die Kirche im Elend stirbt, auf des Kreuzes Erhöhung, die Andacht zum Kreuze, wo leidenschaftliche Liebe und Todtenerweckung neben einander stehen. Hier entsprechen sich die Grundgedanken, das Wunder, seine Verherrlichung, der Glaube daran, der Boden des mittelaltrigen Kultus ist ihnen gemeinsam. Aber sehr verschieden sind auch sie. Was bei Roswit einfach, natürlich, unmittelbar glaubensvoll erscheint, das ist bei Calderon, in dem litterarischen Zeitalter, oft allzu spitz ausgearbeitet. An die Stelle des alten Wunders ist das konventionelle,

an die des Christenthums der Priesterglaube getreten, statt der unbeholfenen Sprache hört man den gewandtesten Vers, die spitze Phrase. Der spanische Dichter des siebzehnten Jahrhunderts steht der sächsischen Nonne des zehnten gegenüber wie der Concettist dem Naturtalent.

Endlich bieten diese Dramen noch eine sehr realistische Seite dar. Sie sind Bilder und Zeugnisse ihrer Zeit, je unbewußter, um so unmittelbarer und treuer. Der Dichter, bei aller Divination und Wandlungskraft, aus der geistigen Atmosphäre seiner Zeit kann er nicht heraustreten, auch der größte nicht; um wie viel mehr wird sich bei so naturwüchsigen Dramen die Gegenwart geltend machen. Ueberhaupt ist es die Art des Mittelalters die Vergangenheit unterschiedslos in seiner eigenen Beleuchtung und in seinem Kostüm zu sehen.

Roswit legt ihren Gestalten Worte in den Mund, die sie selbst unter gleichen Verhältnissen gebraucht hätte. Wie man gegen Mitglieder des Herrscherhauses sich auszudrücken habe, dafür hat sie ein Musterbild in dem Briefe an Gerberg vor dem Buche von den Thaten Ottos gegeben. Mit aller Rücksicht, die eine Frau nimmt, wo es sich um Rangverhältnisse handelt, sind Titulatur und Anrede gehalten; sie schreibt den üblichen Hofstil. Seit der Herstellung des Kaiserthums war er mit anderen Erinnerungen in seinen

Nachklängen wiederaufgelebt. Aehnliche Verhältnisse werden stets zu ähnlichen Ausdrucksweisen führen.

Artemia und Attika, die Töchter des Gallicanus, sind zur Tochter Konstantins beschieden. Sie begrüßen sie als kaiserliche Herrin und wollen vor ihr niederfallen. „Bleibt stehen!“ befiehlt jene und umarmt sie. Sie sprechen ihre tiefempfundene Dienstwilligkeit aus, Konstantia verweist sie damit auf den, welcher auf dem Herrschersitz des himmlischen Vaterlands thront. Die Schwestern versichern, diesem Befehl in Allem Folge zu leisten, sei ihr Bestreben. Die Prinzessin erklärt dagegen, das sei eine Antwort dem freien Adel und der Würde der Sprechenden angemessen. Man hört, es ist ein feiner, hoher, frommer Kreis, in welchen man eingeführt wird.

Keines dieser Dramen ist an höfisch politischen Zügen reicher und merkwürdiger als Gallicanus, nächst dem einige Scenen der Sapientia und des Dulcitius. Dort erscheint Konstantin in der Mitte seiner Fürsten, unter denen der ruhmreiche Herzog Gallican und die Palastbeamten Paulus und Johannes hervorragen. Neben Hadrian und Diokletian stehen ihre Berather. Jene beiden sind im Palaste herangebildet, Kammerherren oder Adjutanten, sie weichen nicht von der Seite des Herrschers, sie sind treu, hold und des Dienstes gewärtig in jedem Augenblick.

Gallican hat den Oberbefehl in dem gefährlichen Kriege gegen die Scythen. In seiner politischen Stel-

lung ist er gedacht wie ein Herzog, etwa der Schwaben oder Baiern. Als er im Gefühl der Unentbehrlichkeit eine Belohnung fordert, die übergroß scheint, ruft er die Zustimmung der Fürsten auf, und da diese sagen: „Es geziemt der kaiserlichen Würde aus schuldiger Rücksicht die Bitte zu gewähren," ist Konstantin, freilich nicht ohne innern Vorbehalt, bereit, es zu thun. Die Fürsten sind sein Staatsrath, was diesem genehm ist, wird er nicht verweigern. Gallican fordert die Hand der Kaisertochter. „Eine unerhörte Belohnung!" ruft Konstantin aus; die Gewährung ist unmöglich, denn seine Tochter will sich dem Herrn weihen. In einer geheimen Unterredung mit ihr bekennt er seine ganze Rathlosigkeit; stimmt er dem frommen Wunsche der Tochter bei, so leidet er Schaden am Reiche, widerstrebt er ihr, an der Seele. Zwischen Politik und Kirche steht er in der Mitte, aber Konstantias fromme Diplomatie findet einen Ausweg. Der siegreiche und doch entsagende Gallican wird endlich aufgefordert mit der Kaiserfamilie im Palaste zu hausen, mit allen Ehren, als wäre er Konstantins Schwiegersohn, was er aber nun, da er bekehrt ist und das wahre Heil erkannt hat, ablehnt.

Gallican ist das Abbild Herzog Konrads, des Mannes, der im Rath wie im Heerbann der Erste, die Gegner daheim niederhält, und ein Schrecken der Feinde draußen ist. Den ungewöhnlichen Lohn seiner Dienste hat er wirklich empfangen, denn er ist königlicher

Schwiegersohn, und lebt in der Königspfalz. Er wird fast allzu mächtig, und zuletzt ein offener Feind.

Ein anschauliches Kriegsbild geben die Schlachtscenen. Gallican hat den Heerbann gesammelt. „Tretet zusammen, ihr Obersten und Hauptleute!“ ist sein Kommando; andere haben indeß für das Gepäck gesorgt. Nachdem sie im Tempel den göttlichen Schutz angerufen, steigen sie zu Pferde, rottenweise setzen sich die Geschwader in Marsch. Die Feinde sind stark, das Treffen schwankt, man giebt sich verloren. Da tritt eine Wendung ein, plötzlicher Schrecken lähmt jene, ihre Hände sinken kraftlos, sie werfen die Waffen von sich, ein Wunder ist geschehen. Aehnliches sollte sich ereignet haben in den Schlachten von Lenzen, Bierthen und im Lechfelde. Der feindliche König ruft die Gnade des Siegers an, und verspricht Zins und Dienst. Der Rückmarsch wird angetreten, beim feierlichen Einzuge in die Stadt strömen die Einwohner im festlichen Schmuck den Siegern entgegen. Der erste Gang des Feldherrn ist in den Dom zum Dankgebete, denn dieser Sieg hat ihn überzeugt, nur der Gott der Christen, der allein wahre, vermag aus der Tiefe der Noth zu retten. Dann stattet er dem Herrscher Bericht ab. In den unaufhörlichen Kriegen mit Slaven, Dänen und Ungarn mußten oft ergreifende und wechselvolle Scenen der Art vorgekommen sein.

Die höchste Aufgabe ist den Frieden zu wahren. Wer ihn gefährdet durch Widersetzlichkeit oder An-

nahme fremder nicht anerkannter Gesetze, ist des Kaisers Feind und des Hochverraths schuldig. Solche sind am Hofe des abtrünnigen Julian die Kämmerer Paulus und Johannes, bei Hadrian und Diokletian Sapientia und ihre Töchter, Agape und ihre Schwestern, alles Bekenner der neuen christlichen Lehre, welche die von den Vätern überlieferte Religion zu zerstören droht. Am klarsten ist der Verlauf des Processes gegen die ersten. Der Kaiser beräth mit seinen Fürsten über den Ungehorsam der Christen. Darauf werden die Burgen des Gallicanus besetzt und eingezogen, er selbst verbannt, Paulus und Johannes als Große des Reichs ins Verhör genommen. Da sie bei ihrem Sinne verharren, werden sie als Rebellen zum Tode verurtheilt, aber mit Rücksicht auf ihre hohe Stellung und den Einfluß, den sie besitzen, in ihrem Hause in der Stille getödtet, und ebenda heimlich begraben.

Die Pfalz ist, wie ein gefürchteter Ort des Gerichts und der Strafe, so auch der Sitz höchster Auszeichnung, dem man sich nur in geziemender Weise nahen darf. Als Dulcitius Attentat auf die Schwestern gescheitert ist, und er mit zerrissenem Gewande und geschwärztem Gesichte zur Pfalz eilt, um die Ungebühr zur Klage zu bringen, rufen die Thürhüter: „Was will das lumpenbedeckte Scheusal hier? bringt ihn fort mit Faustschlägen! Werft ihn die Treppe hinunter!“ Und er wehklagt: „Ein Scheusal ich? trage ich nicht ein

glänzendes Gewand? Strahle ich nicht am ganzen Körper?"

Die andern Dramen lassen Blicke in das Leben der Familie und deren sittliche Zustände thun. Wenn Calimachus die Frau des Andronichus mit wahnsinniger Liebe verfolgt und mit Gewalt droht, wenn diese Händel für die öffentliche Ruhe gefährlich werden, und Drusiana verzweifelnd sich den Tod wünscht, so giebt es auch dafür ein Ottonisches Seitenstück. Ottos Tochter Liudgard lebt mit Herzog Konrad in unglücklicher Ehe, obgleich viel gekränkt, duldet sie doch mit männlicher Kraft. Als einer der Großen sich des geheimen Umgangs mit ihr rühmt, versammelt der König den Rath der Fürsten, er hält Gottesgericht, ein sächsischer Graf besiegt den Verleumder im Zweikampf und entlarvt ihn. In solchen Scenen hört man die Sprache der Leidenschaft und der ruhigen Erörterung; im Abraham die Erwägungen eines besorgten Vaters, wie Ehre und Schicksal einer anvertrauten Tochter am besten zu wahren sei.

Endlich der Strudel des wilden ausschweifenden Lebens, wie es in den Städten heimisch ist, wird gezeigt im Abraham und Pafnutius; der lärmende Haufe der reichen Jünglinge, die wetteifernd sich in den Rausch der Verführung stürzen, in blinder Wuth zu den Waffen greifen, um die Schwelle des verderblichen Hauses mit ihrem Blute zu bespritzen. Das Laster, dessen Schauplatz die große Stadt ist, könnte

wohl nur in den alten Städten des Südens und Westens zu suchen sein. Mochte Italien an Sittenlosigkeit Vieles voraushaben, frei davon kann auch Deutschland nicht gewesen sein, wo die natürliche Gewaltthätigkeit die Schranken oft schonungslos durchbrach.

Das beweisen die Verbote und erneuten Androhungen alter Strafsätze auf Reichstagen und kirchlichen Versammlungen. Das Frankfurter Gesetz von 951 handelt von Raub der Jungfrauen und Wittwen, und bedroht die Geistlichen, die unter irgend einem Vorwande die Hand dazu bieten werden. Im folgenden Jahre wird auf dem Reichstage zu Augsburg eingeschärft, kein Kleriker soll ein Weib zu sich nehmen und mit ihr hausen, kein Mönch ohne Erlaubniß des Abts das Kloster verlassen, der Bischof Sitten und Wandel streng überwachen. Schon in frühern Zeiten fehlte es an Beispielen verwilderter Nonnen nicht. Für die Zucht der Frauenklöster wurden bereits unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen höchst charakteristische Bestimmungen getroffen. Nonnen sollen Mädchen- und Liebeslieder weder schreiben noch absenden. Die Klöster sollen eine starke Mauer, und nur eine Pforte haben, und diese stets in sichern Händen sein. Kein Mann soll zu den Zellen zugelassen, oder gar dort verborgen gehalten werden; besonders sollen die den Nonnen verstatteten Dienerinnen sich anständig führen, nicht draußen umherschweifen, und ihren Herrinnen schlechte Geschichten zutragen.

Man sieht, auch das hochgepriesene heilige Leben in den Klöstern hat von jeher seine Schattenseiten gehabt. In welchem Maße sie der Reform bedürftig seien, ward gerade in der Ottonischen Zeit erkannt, und man begann dem Uebel zu steuern. Von gefallenen Heiligen, wie Maria, wird man sicher nicht nur in Büchern gelesen haben, sondern ihnen im Leben selbst begegnet sein.

Um so heller strahlen die Gegenbilder der Anachoreten, Abraham, sein Freund Ephrem, Pafnutius. Die Heiligkeit, nicht das Laster, erweckt vorzugsweise die Aufmerksamkeit. Fern von den Menschen, in der Einöde leben sie, „niemals erregt werden nach der Weise der Weltleute," ist ihr Grundsatz. Kein Fleisch, kein Wein, kein Lächeln kommt über ihre Lippen, die sich nur zum Gebete öffnen, so durchwachen sie die Nächte. Der einzige Weg des unerlässlichen Verkehrs mit der Welt ist das Fenster, durch das sie die dürftigste Nahrung erhalten. So überwinden sie die Welt, wie sie wähnen! Denn vor dem schmählichen Fall sind auch sie nicht sicher, gerade durch das Fenster dringt der Versucher ein. Diese heiligen Männer ahnen kaum, daß es eine äußere Absperrung gegen das Laster nicht giebt!

Auch die Ottonische Zeit kennt nicht wenige Männer dieser Art. Aber nicht selten kamen sie schmählich zu Falle; so Benno, der bei Zürich hauste, wegen seines frommen Wandels zum Bischof von Metz be-

rufen wurde, dann aber im Besitze der Macht der Heiligkeit vergaß, und wegen seiner ruchlosen Gewaltthaten geblendet und abgesetzt ward. Noch weniger fehlte es an heiligen Frauen. Am ausgeführtesten ist die Gestalt der Sisu, deren Zögling der Bischof und Geschichtschreiber Thietmar ist. In ihrer Klause hat sie 64 Jahr gelebt, sich in dieser Zeit an keinem Feuer gewärmt, kaum noch kann sie Hand oder Fuß rühren, am Ende wird sie bei lebendigem Leibe von Würmern angefressen. Diese Art der Frömmigkeit war höchst bedenklich, und Bruno von Köln hatte Recht, die Klausnerinnen einer strengern Aufsicht zu unterwerfen, indem er sie in nahe Verbindung mit Kirchen und Klöstern brachte. Uebertrieben also wird die Schilderung, die von der Zelle der Thais entworfen wird, nicht sein. Auch das Gespräch, in welchem Pafnutius die Sünderin der Aufsicht einer Aebtissin überweist, ist sicherlich unmittelbar aus dem Leben gegriffen.

Harmloser sind die Schulscenen. Pafnutius katechisirt seine Schüler über das Quadruvium der sieben freien Künste, besonders die Musik, und Kaiser Hadrian erhält von der Sapientia Belehrung über die Zahlentheorie, eins wie das andere aus den Schulbüchern des Boethius. Daß dieser vierhundert Jahr jünger ist als der Kaiser, bemerkt Roswit nicht. Man hört und sieht die Klosterschule. Die Schüler werfen Fragen auf, der Lehrer beantwortet sie; er wird exami-

nirt. Es sind reifere Lehrlinge, die schon etwas von der Sache wissen. „Was ist die Musik? Was das Quadruvium?“ Am Ende finden sie die Antworten zu schwierig, lieber verzichten sie auf das Weitere. „Genug davon!“ meinen sie, „denn das philosophische Gespräch wird langweilig!“ Pafnutius tröstet sie; doch Etwas hätten sie gelernt, das Wenige, das er selbst wisse, habe er ihnen nicht vorenthalten wollen.

So werden in den Dramen Gegenwart und Vergangenheit zu einem geschlossenen Bilde, die Grundlinien sind der alten Legende entlehnt, aber Farbe und Leben gewinnt es erst durch das Ottonische Zeitalter.

---

5. Legende und Geschichte.

Trugen diese Bilder etwa allzu sehr die Farbe der Gegenwart? War es eine Entweihung, wenn diese Gestalten nicht die Sprache der lateinischen Bibel sondern des Terenz redeten? Sollten vielleicht darum Roswits kirchliche Vorgesetzte und Freunde, um sie von diesem gefährlich scheinenden Wege abzulenken, sie auf eine andere, ihrer Meinung nach, höhere und edlere Aufgabe hingewiesen haben, wo sie sich in der früher beliebten Form bewegen, und den schwindenden Beifall wieder gewinnen konnte? Fast scheint es so. Thatsache ist, nach den Dramen kehrte sie zum epischen Stil zurück.

Wollte sie nicht abermals der heiligen Geschichte ihren Stoff entnehmen, so bot den glorreichsten in den Thaten Ottos I. die unmittelbare Gegenwart. Zugleich fand der neue Caesar, wie einst der alte einen Dichter begeistert hatte, die Muse seiner sieggekrönten Waffen in Roswit.

Während die Dramen in der Stille des Klosters, etwa in den Jahren von 962 bis 965 entstanden, waren in der Welt große Dinge geschehen. Otto hatte das alte Kaiserreich als Nachfolger Karls des Großen hergestellt, dann hatte er den Papst, der ihm die Krone aufs Haupt setzte, abgesetzt, und nach einander zwei Bischöfe seiner Wahl auf den Stuhl des h. Petrus erhoben; das oberitalisch langobardische Königreich ward mit dem deutschen Reich unmittelbar verbunden, in Unteritalien war er den dort noch herrschenden Griechen entgegengetreten, jetzt schickte er sich an auch seinen Sohn zum Kaiser zu krönen. Wie hätte man in dem neuen Herrscherhause, an dem man die himmlischen Verkündigungen erfüllt sah, da es zum glänzendsten Throne der abendländischen Christenheit berufen ward, wie hätte man nicht wünschen sollen, das Oberhaupt gefeiert und dessen Thaten der Nachwelt gebührend überliefert zu sehen? Gebührend, das heißt keine trockene Aufzeichnung durfte es sein, in dem hergebrachten Stile der klösterlichen Jahrbücher, wo die schwersten Kämpfe zu wenigen farblosen Worten zusammenschrumpfen, denen sich kaum eine Vorstellung des Geschehenen entnehmen läßt. Erhaben wie der Gegenstand, schwungvoll, glänzend sollte die Darstellung sein; sie sollte den Ruhm vollenden, die politische Ehrfurcht tiefer begründen, das Gefühl, die Phantasie anregen, fromme Ergebenheit und Andacht erwecken.

Ein Held Gottes war der neue Caesar; für seinen Virgil war das der leitende Gesichtspunkt.

Darüber sind Aebtissin und Nonne im vollsten Einverständniß. Denn die Vermittelung hat Gerberg übernommen, von ihr geht der nächste Auftrag des schwierigen Werks aus, die Thaten des Kaisers in Versen zu beschreiben. So sagt die Dichterin in dem Briefe, mit welchem sie das vollendete Buch der Aebtissin zur Einsicht und Begutachtung vorlegt. Nicht ohne tiefes Zagen; denn vor der Hoheit dieses Gegenstands bebt sie innerlich zurück. Die alten Zweifel erwachen wieder, das Gefühl mangelnder Bildung und Einsicht, der weiblichen Schwäche; wiederholt betheuert sie, nicht anmaßlich oder unbedacht habe sie die Hand angelegt, nur einem höhern Befehl Folge geleistet. Eine ihren Kräften angemessene Begrenzung des überreichen Stoffs meint sie feststellen zu müssen, nur bis auf die Erneuerung des Kaiserthums durch Otto will sie ihr Heldenepos führen. Doch vielleicht war gerade ein solcher Ueberblick des Vergangenen die größte Verherrlichung der Gegenwart; denn er hätte zeigen müssen, wie, durch welche Kräfte und Mittel ein solches Ergebniß gewonnen werden konnte. Aber auch das scheint unüberwindlich. Ihr ist als solle sie sich mit Lebensgefahr hindurcharbeiten durch das winterliche Waldgebirge, in dessen Bereich sie haust.

Doch schon 965 ist Roswit bei der Arbeit; zu Ende des Jahres 967 oder Anfang 968 ist sie soweit, diese 1500 Hexameter ihrer Gebieterin, und durch diese dem höchsten kirchlichen Vorgesetzten, dem Erzbischofe Wilhelm von Mainz, der ein natürlicher Sohn des Kaisers war, vorlegen zu können. Von dem ursprünglichen Plan weicht sie in sofern ab, als sie am Schlusse noch auf die Krönung des jungen Kaisers hinweist, die am Weihnachtstage 967 vollzogen wurde. Sie schließt das Werk mit einer tief ehrfurchtsvollen Widmung an den Vater, mit einer zweiten Anrede in Versen überreicht sie es dem Sohne.

Daß sie damit einen neuen Boden betrete, sehr verschieden von jenem, den sie früher sicher beherrscht hat, konnte ihr selbst am wenigsten entgehen. Wohl weiß ich, sagt sie, nicht die Sache des Weibes ist es, das in der Verborgenheit des Klosters lebt, von Kampf und Krieg zu sprechen, die nur dem Manne geziemen. Aber nicht das allein war es, anderes lag in den Dingen selbst. Ihre früheren Darstellungen gehören der kirchlichen Ueberlieferung an, der fernab liegenden durch den Glauben geheiligten Vergangenheit; nur mit Büchern hatte sie dabei verkehrt und aus ihnen alles geschöpft. Die Kritik konnte ihr manchen Einwurf machen, man konnte dies oder jenes Bedenken erheben, man konnte ihr den Beifall versagen und sie vielleicht auf die Schranke der klösterlichen Disziplin zurückweisen; Schwereres hatte sie dabei kaum zu befürchten. Jetzt

sollte sie auf das Gebiet der Geschichte übergehen, von der unmittelbaren Gegenwart, von dem Reiche und politisch persönlichen Verhältnissen, von ihren Auftraggebern, von dem hohen Herrscherhause, von dem mächtigsten Manne der Zeit sollte sie sprechen. Den Stoff sollte sie sammeln aus den Zeugnissen der betheiligten Personen, von diesen sollte sie sprechen, wie es die Wahrheit gebot, aber auch nicht anders als man erwartete. Und der vollendeten Form allein haben diese Erwartungen gewiß nicht gegolten.

In der Geschichte des Kaisers gab es manchen schwer zu berührenden Punkt, Verschwörungen und Empörungen der Brüder, des Schwiegersohns, des ältesten Sohns, der einst zum Erben des Reichs bestimmt gewesen war; eine tiefe feindliche Kluft hatte auch diese geheiligte Caesarenfamilie gespalten, und in der Stille mochte noch manche Wunde bluten. Den Sieg des Kaisers über seinen Sohn als Triumph verherrlichen, hieß den Vater schmerzlich berühren; den Sohn, der gegen ihn zu den Waffen greift, als Helden feiern war nicht möglich, ebenso wenig ihn als Empörer und Verräther herabzusetzen. Zu loben wie zu tadeln konnte gleich gefährlich sein, und die nackte Wahrheit zu geben nicht minder. Für jeden, der das nicht konnte oder wollte, war es die schwierigste Lage. Bei der Behandlung dieses Stoffs ergab sich eine politische Verantwortlichkeit, wesentlich verschieden von allen Anforderungen, die früher an die Schriftstellerin gekommen waren,

ganz geeignet das schüchterne Wort, da es ahnungslos verletzen konnte, auf ihren Lippen ersterben zu lassen.

Auch fühlt sie sich für diese Aufgabe keinesweges genügend ausgerüstet. „Keinen Führer habe ich, kein Buch, so klagt sie wiederholt, in dem ich vorbildlich geschrieben fände, was ich schreiben soll, noch habe ich mündliche Mittheilungen, die hinreichend und übersichtlich wären, erlangen können." Wenn sie an ihre Aebtissin und Auftraggeberin so schrieb, hatte sie dieser schwerlich viel Stoff zu verdanken. Einiges über ihren Vater, Herzog Heinrich von Baiern, mochte Gerberg mitgetheilt haben, schwerlich aber Alles was sie wußte, noch auf irgend einem Punkte Vollständiges. Selbstverständlich konnte diese ihn nicht als Empörer gegen seinen Bruder, und das war er doch gewesen, erscheinen lassen. War Roswit somit sich großentheils selbst überlassen, so ist ihre peinliche Stimmung, ihre Rathlosigkeit sehr begreiflich, denn sie fühlt, daß sie sagen müßte, was sie leider nicht weiß, und auch nicht überall darf, was sie weiß und sagen möchte. Ihre Versicherung, ganz und wahr berichten zu wollen, was sie wisse, hat daher wohl nur in so weit Bedeutung, als der gute Wille nicht durch die Furcht gelähmt wird.

Denn häufig zieht sie dem ganzen Worte das halbe vor, sie liebt Winke und Andeutungen, und scheint für Leser zu schreiben, die ohnehin unterrichtet sind, viel-

leicht besser als sie selbst. So kommt in die Darstellung eine Unsicherheit der Umrisse, ein Schwanken der Gestalten, ein Halbdunkel, in dem zuletzt das Wichtigste erlischt und das ursprünglich Wahre zweifelhaft erscheint. Das Ergebniß ist eine allgemeine Abschwächung, die Helden hören auf Helden zu sein. Während Ottos Bruder und Sohn trotz der schlechten Rolle, die sie spielen, in andern Schilderungen in ungebrochener Kraft und nicht ohne eine gewisse Großartigkeit auftreten, erscheinen hier beide gleich schwächlich, als Opfer armseliger Verführung.

Dazu kommt das Verhältniß von Inhalt und Form. Sie entsprechen einander nicht, verdunkeln sich vielmehr gegenseitig.

So manche Berührungspunkte Geschichte und Epos haben, den historischen Gehalt episiren wollen, ist ein Versuch, der nur überbildeten oder unentwickelten Litteraturperioden eigen ist; denn er beruht auf einer Verkennung beider. Der historische Stil ist der beste, welcher der klarste Ausdruck der Thatsachen ist. Dieser Forderung kann der Vers, auch der epische nicht, niemals gerecht werden, er hat ein streng formales Gesetz, seine überlieferte Sprache, und nur durch den dichterisch freien Inhalt wird er selbst frei. Der Geschichtschreiber kann nur sagen, was er der faktischen Wahrheit gemäß berichten muß; der Vers ist nur ein Ausdruck dessen, was der Vers sagen kann. Eine Darstellung, welche die Dinge verallgemeinert, um sie in

Versen vortragen zu können, welche die Thatsachen in rhetorisches Beiwerk hüllt, wird unsicher, hohl und halbwahr im Inhalt, schwankend und zweifelhaft in den Worten sein. Ein Wunder wäre es, wenn Roswit soviel Klippen glücklich zu meiden vermocht hätte. Bei diesen Rücksichten auf die Personen hier, die Dinge dort, konnte aus ihrem Buche nur ein solcher Panegyrikus werden.

Die sechsundvierzig Jahre von 919 bis 967, von der Wahl Heinrichs I. bis zur Kaiserkrönung seines Enkels Ottos II. werden im Allgemeinen skizzirt; etwas eingehender das Vierteljahrhundert Ottonischer Zeit von 936 an. Der Glanzpunkt derselben ist das Kaiserthum von Gottes Gnaden, das unerreichbar hoch steht auf dem Gipfel menschlicher Dinge. Was in den frühern Jahren Großes geschehen sein möge, es wird verdunkelt, und erscheint als das Geringere, weil es der Vorläufer des Größten geworden ist. Das Kaiserthum ist die Sonne, die Alles, was im Lebenskreise des Herrschers steht, sei es auch am fernsten Rande, vergoldet. Auch sie, die letzte der frommen Schar des sächsischen Klosters, fühlt sich von dem Strahl berührt, und ist stolz darauf, aber ihr Auge zur Sonne zu erheben, wagt sie kaum.

Ganz von römischen Vorstellungen zeigt sich die Dichterin hier durchdrungen. Wie die großen Weltreiche im alten Testament, ist auch das römische ein typischer Ausdruck der höchsten Macht. Neben David

und Salomo sind die ersten Kaiser, Caesar und Augustus; fast geheiligte Gestalten. Ihr Heidenthum wird vergessen, weil sie Begründer einer neuen Weltordnung sind. Mochten nachher andere blutige Verfolger der Kirche gewesen sein, um so glänzender ist dann das späteste Kaiserthum, das überwunden am Kreuze niedersinkt. Das Urbild ist Konstantin, dessen Krone Otto trägt. Jetzt besitzt dieser das stolze, ewige Rom, das zu allen Zeiten Herrscherin des Erdkreises gewesen ist, er bändigt den Grimm der Heiden. Von dem Volke der Sachsen, welches die Schlachten geschlagen hat, ist dabei nirgend die Rede; der nationale Gesichtspunkt scheint verloren gegangen. Wie Nachfolger Caesars ist der Kaiser auch ein zweiter David, ebenso fromm als tapfer, das Bild kriegerischer und kirchlicher Tugenden. Gottes allmächtige Hand leitet ihn sicher durch tausend Gefahren, die großen Wunder des alten Testaments erneuen sich zu seiner Rettung, er wird zum Helden des Wunders und der Legende.

Steigt man herab von dieser schwindelnden Höhe, und stellt sich auf den Boden des wirklich Gegebenen, so ist zwischen dem großen Wort und seinem Inhalt ein bedeutender Abstand. Denn welche Anschauung würde man von Ottos Herrschaft gewinnen, wenn sie danach allein zu beurtheilen wäre? Würde man ahnen können was in Wahrheit geschehen ist? Nichts hört man von den Kämpfen mit Slaven, Dänen, Westfranken, der Name der Ungarn wird kaum einmal ge-

genannt. Am Ende ist auch der Held in Gefahr zum Schatten zusammen zu schwinden.

Denn welche Thaten werden beschrieben? Im ersten Abschnitte wird Otto verheirathet, im zweiten zum Könige gesalbt, zugleich aber ist er Gegenstand wiederholter Empörungen und Angriffe. Seine Mannen verlassen ihn, die wenigen Getreuen fallen im Kampfe. Mit Thränen sieht er sie dem Schwerte des Todesengels erliegen, in ihrem Untergange beklagt er die Bestrafung der eigenen Sünden. Da er endlich durch den Tod der gefährlichsten Feinde vor einem schmählichen Schicksal bewahrt wird, finden seine siegreichen Freunde ihn abermals weinend, und müssen ihm sagen: „Thränen passen schlecht zu solchem Triumphe!" Dann wird er Wittwer; er verheirathet seinen Bruder, seine Tochter, seinen Sohn, er geht nach Italien und heirathet selbst zum zweiten Male. Hier wird er etwas aktiver, er empfängt die Kaiserkrone, und der Vorhang fällt. Wer würde in diesen allgemeinen verblassten Strichen das Bild des Kaisers wiedererkennen, vor dem die Völker zitterten?

Mehr noch verweilt Roswits Theilnahme bei den kaiserlichen Frauen Editha, und Adelheid und deren Schicksalen. Das Beste an historischem Stoff, was man ihr zu danken hat, liegt in diesen Abschnitten. Hier berichtet sie Manches allein, und aus zuverlässigster Quelle. Von den Tugenden dieser Frauen zu sprechen, war durchaus unverfänglich. Editha, die

Nachkommin des heiligen Königs Oswald im Lande der Angelsachsen, der einst im Kampfe gegen die Heiden fiel, die erste Gemahlin Ottos, strahlt in zwiefacher Schönheit. Nicht die Herrin, die Mutter des Volks ist sie, mild, rein, heilig in ihrem Wandel. Glänzender ist Adelheid, schon ihr Name verkündet Adel und Kraft des Heldenthums, und nach jener ersten Gattin war keine eines solchen Königs würdiger. Auch sie ist fromm, die göttliche Gnade steht ihr zur Seite. Kühn geht sie in den Kampf mit ihren Feinden, durch ein Wunder wird sie den Händen der Verfolger entzogen, unverzagt und ausdauernd in Leiden und Trübsal, wird sie zum glänzendsten Siege und endlich auf den Kaiserthron geführt.

Wenn sich dann endlich die Dinge der Faſsbarkeit entziehen, oder davon zu sprechen bedenklich scheint, ist das sicherste, sie auf eine höhere Kraft, die hinter dem Menschen steht und durch ihn wirkt, zurückzuführen. Der unvertilgbaren Arglist der alten Schlange, dem Widersacher, der stets geschäftig ist Unkraut auszustreuen, wenn die Saaten des Friedens am besten stehen, wird die Schuld zugeschoben. Oder wenn Otto einmal zu handeln scheint, ist es eigentlich der ewige Herrscher, der sich durch ihn verherrlichen und die Tücke des alten Feindes zu Schanden machen will. Es ist eine Ansicht, welche Freiheit und Zurechnungsfähigkeit und jede selbständige That aufzuheben droht.

Indeß wie sehr auch dieses Denkmal der Thaten des Kaisers lediglich seiner Verherrlichung gelten mochte, ein Vorzug bleibt Roswit, der Zeit nach ist sie die erste, welche Hand an ein so großes Werk gelegt hat. Vor ihr hat kein Deutscher eine zusammenhängende Darstellung der Herrschaft Ottos versucht.

Wie man auch heute darüber urtheilen möge, in wie weit ihr das gelungen sei, das Kaiserhaus hatte volle Veranlassung damit zufrieden zu sein. Diese Verbindung gläubiger Bewunderung und klassischer Form war ganz geeignet auf die gebildeten Geister der Gegenwart einen tiefen, ehrfurchterweckenden Eindruck zu machen. In welcher Weise der Hof seinen Beifall ausgedrückt habe, erfährt man nicht. Doch scheinen die Umstände für die Dichterin nicht günstig gewesen zu sein. In den ersten Monaten des Jahres 968, als sie noch mit dem Abschlusse beschäftigt war, traten einige Todesfälle ein, die auch sie berühren mußten, der Sohn und die Mutter des Kaisers starben binnen wenigen Tagen. Ob jener, der Erzbischof von Mainz, das Buch, das ihm zur Begutachtung vorgelegt werden sollte, wirklich noch gelesen habe, muß zweifelhaft sein. Otto selbst weilte damals mit dem jungen Kaiser in Italien, erst im Spätsommer 972 kehrte er zurück, ein halbes Jahr darauf im Mai 973 starb er. So blieb die Aebtissin Gerberg allein übrig, aus deren Munde Roswit erfahren konnte, wie man mit ihrer Arbeit zufrieden sei.

Gleichzeitig wurde das Kloster von einem schweren Unglücke heimgesucht, das dem Kaiser volle Veranlassung geben konnte, seiner Nichte wie der Sängerin seiner Thaten zu zeigen, wie hoch es in Gnaden bei ihm stehe. Der Teufel, so heißt es, sandte durch seine ruchlosen Boten der heiligen Stätte Feuer. Um 970, etwa 120 Jahr nach der Begründung, ward der Dom von Gandersheim zum ersten Male in Asche gelegt; näheres ist darüber nicht bekannt. Es war ein Unheil, wie es die berühmtesten Klöster jener Zeit öfter erfahren haben, das seinen Grund ebenso sehr in der leichtern Bauart, als in der Sorglosigkeit oder dem Frevelmuthe der Menschen hatte. Der Kaiser gewährte Rath und Hülfe für die Herstellung der Kirche, die Vollendung erlebte er nicht mehr.

Roswit muß diese Heimsuchung schwer empfunden haben. Mag sein, daß schon damals ihre geliebten Bücher, die Bibliothek des Klosters, ganz oder theilweise ein Raub der Flammen ward, der spätern Zeit wenigstens ist kaum eines aufbehalten worden. Zugleich aber wurde sie dadurch zu erneuter Thätigkeit aufgerufen. Denn was war natürlicher, als für den Schmerz der Gegenwart Trost in der bessern Vergangenheit zu suchen? In der Zeit des Umsturzes des ersten Aufbaues zu gedenken, und die Erinnerungen der Begründung zu sammeln, die in dem Munde der Klosterschwestern fortlebten? Jetzt, wo man der Hülfe des Herrscherhauses so dringend bedurfte, war es Zeit

es daran zu mahnen, wo seine Wiege gestanden, daß mit dieser Stiftung seiner Vorfahren sein Glanz und Heil nach göttlichem Rathschlusse eng verbunden sei. Aus diesen Beweggründen ist das zweite historische Gedicht von den Anfängen des Klosters Gandersheim hervorgegangen. Während der Regierung Ottos II., in dem Jahrzehnt von 973 bis 983 ist es zum Abschluß gekommen. Von dem alten Kaiser spricht die Dichterin nicht mehr ganz in demselben Tone wie früher, er ist jener berühmte Herrscher, der als der erste nach dem Vater die Kaiserkrone getragen hat, eine bereits vorübergegangene historische Person.

Den Inhalt dieses Buchs bildet die oben gegebene Vorgeschichte des Klosters. Es sind enge Verhältnisse, die geschildert, aber bedeutende Gestalten, die in diesen bescheidenen Grenzen vorgeführt werden. Nicht um Krieg und Schlacht, um weithin wirkende Thaten des Friedens handelt es sich hier. Die einfachsten Begebenheiten sind es, aber in ihren Grundlinien tragen sie die Bürgschaft der Wahrheit in sich selbst. Werden sie auch durch die Phantasie und den Glauben der Dichterin ausgemalt, verherrlicht, ja mit einem Heiligenscheine umgeben, so gab es doch nichts zu verschweigen, nichts zu verhüllen. Sie durfte sprechen, wie ihr ums Herz war.

Es mag auffallen, daß Roswit, die im Drama die hergebrachten Fesseln abwirft, um der Gewalt des Stoffs, und in seiner Gestaltung allein dem eigenen Genius

zu gehorchen, in der Darstellung historischer Verhältnisse ebenso zaghaft und zweideutig, als dort kühn und rücksichtslos auftreten, hier so klein, dort so groß sich zeigen konnte. Doch der freie und leichte Aether, in dem Phantasie und Poesie leben, ist ein anderes Element als der rauhe Boden der Geschichte, der viel eher die Kräfte des Arbeiters bricht, als in seiner harten Unnachsichtigkeit gebrochen wird. Des Dichters Aufgabe ist eine andere als die des Geschichtschreibers. Die geniale Kraft künstlerisch zu schaffen, freie Gestalten ins Leben zu rufen, welche Träger der höchsten Ideen sind, ist etwas ganz anderes als die durch keinen Wechsel der Erscheinungen zu beirrende Festigkeit, die den Dingen unerschüttert ins Auge sieht, um ihre Grundlinien zu erkennen, als der ethische Muth, das Erkannte frei von aller Zuthat rücksichtslos auszusprechen.

Dennoch muß es hier ein bindendes Mittel gegeben haben, das in diesem Charakter so verschiedenartige Seiten zusammenhielt. Dieses Grundelement, das sich durch Roswits Schriften überall hindurchzieht, ist das religiöse, der Glaube, wie er in der Kirche des zehnten Jahrhunderts lebt, die Legende. Gleichviel ob in Prosa, Vers oder Drama, diese ist ihr eine unantastbar verbürgte Geschichte; wie sollte sie ein Arg dabei haben, auch in der nächsten Vergangenheit, in der Gegenwart selbst die Legende wiederzufinden? Erst unter diesem Gesichtspunkt empfängt Alles die

rechte Weihe und Bedeutung. Das ist die unabweisbare Forderung ihrer Pietät, ihrer ganzen Art und Natur.

Darum sind die beiden großen historischen Gedichte ein Ganzes aus einem Geist und Gusse, eine Ottonische Familiengeschichte von etwa anderthalb Jahrhunderten, von den Zeiten Ludwig des Frommen bis auf Otto II., Ursprung und erste Entfaltung, geheimnißvolle Verkündigung und glänzende Erfüllung des Kaiserthums werden abgehandelt. Darum überreicht sie dem gefeierten Kaiser das Buch von seinen Thaten als Tribut der Dankbarkeit im Namen des Klosters. „Laß Dir das Opfer des Ruhms gefallen, sagt sie, das Dir die letzte der Schar von Gandersheim darbringt, welche die Fürsorge deiner Väter versammelt hat, und deren unablässiger Dienst Dir gehört." Es ist der Dienst, zu dem man dem Herrn im germanischen Sinne verpflichtet ist, auch die Nonnen. Aber ihr Dienst ist der höchste, den es überhaupt geben kann, das Gebet, das nicht allein das irdische Glück, Krone und Herrschaft sichert, sondern auch die Pforten des Himmels öffnet. Vor Allem ist es die Fürbitte der jungfräulichen Nonnen, die bei den himmlischen Beschützern schwer ins Gewicht fällt, dadurch werden sie gewissermaßen zu Lenkern des göttlichen Rathschlußes. Roswit selbst nennt sie die Herrinnen der Herrscher; die tiefste Demuth ist der höchste Stolz. Schon nach jenen uralten Orakeln sind Herrscherhaus und Kloster in ihren

Schicksalen eng verbunden. Im Geschmack der Legende ist die Erscheinung Johannes des Täufers, der der Ahnin Aeda die Herrlichkeit ihrer liudolfingischen Enkel verkündet. Ganz ebenso erscheinen die Engel dem kinderlosen Ehepaare Anna und Joachim, das durch die Geburt der Maria gesegnet werden soll. Das himmlische Heil der Dynastie ist auf die irdische Wohlfahrt des Klosters angewiesen. In der Naivität dieser Anschauungsweise lag auch ein gut Theil Politik.

Zugleich hat die Dichterin in beiden Büchern eine lange Reihe fürstlicher Frauenbilder aufgestellt, den Ottonischen Ahnensal eröffnet sie. Neben Aeda und Oda stehen ihre drei Töchter, die das Kloster zuerst geleitet haben, Hathumod, Gerberg, die für den himmlischen Bräutigam dem irdischen entsagt, Christina; dann deren Schwester, die fromme Königin und Spenderin Liudgard, Editha, Adelheid, Liudgard, die Tochter Ottos und Edithas, endlich die zweite Gerberg. Die älteren sind der Gegenwart bereits entrückt und zu lokalen Heiligen geworden, fast stehen sie schon mit denen der Kirche auf einer Stufe. Wie für Roswit die Legende Geschichte ist, wird ihr die Geschichte zur Legende.

6. Wissenschaft und Kirche.

Die religiösen Gefühle und Anschauungen, welche die Dichterin erfüllen, sind keineswegs unbestimmter allgemeiner Art, den Charakter der Zeit, der Kirche tragen sie an sich, innerhalb eines Rahmens bestimmter Glaubenssätze bewegen sie sich. Aber von dogmatischer Erörterung ist sie weit entfernt. Nicht der Wissenschaft wollen ihre Bücher dienen, sondern praktisch wirken, fromme Erbauung und Reinheit des Wandels durch glänzende Vorbilder erwecken. Auch an der Wissenschaft ihrer Zeit hat Roswit den wesentlichsten Antheil, sie ist eine Gelehrte, auch der Zug gehört zu ihrem Bilde.

Fraglich mag es sein, wie viel von dieser Gelehrsamkeit ihr eigenthümlich angehöre. Denn zunächst geht sie an der Hand älterer und aus der antiken Welt überlieferter Lehrbücher, des Boethius und Marcianus Capella. Aber das Wesen der Gelehrsamkeit besteht in der Fortführung der wissenschaftlichen Ueber-

lieferung, schließlich ist alles wissenschaftliche Denken ein Nachdenken des schon einmal Gedachten. Wie viele sind es, die sich überhaupt ursprünglicher Gedanken rühmen können? Daß Roswit sich in den Besitz zusammenhängender allgemeiner Gedanken zu setzen sucht, ist mehr als viele ihrer Zeitgenossen vermocht haben.

Die Erörterungen in den Komoedien Pafnutius und Sapientia gestalten sich fast zum encyclopaedischen Umriß der Wissenschaften überhaupt, dem das Schema der sieben freien Künste zu Grunde liegt. Von der Musik ausgehend wird des Quadruviums erwähnt, es besteht aus dieser, der Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Wie der Kreuzweg Einigung und einheitlicher Ausgang der vier Wege ist, so die Philosophie Prinzip und Ausgangspunkt der vier Wissenschaften.

Drei Arten der Musik giebt es, dem Wesen nach eins, nach Darstellung und Umfang verschieden; es ist, nach Boethius, die himmlische Sphärenmusik, die der menschlichen Natur und die durch Instrumente ausgeübte. Ueberall dieselben Intervalle, Tonleiter und Akkorde. Den sieben Planeten der himmlischen Musik entsprechen die sieben Saiten des Instruments. Aber jene wird nicht gehört; das wird verschieden erklärt. Die Einen sagen wegen der Stetigkeit des Klanges, andere wegen der Dicke der Luft, noch andere, weil sie für das enge menschliche Ohr zu gewal-

tig, oder endlich, weil sie von so hinreißender Macht sei, daß, wenn die Menschen sie hören könnten, sie sich und Alles vergessen, und nur ihr von Ost nach West nacheilen würden. Darum hat der Schöpfer es so eingerichtet, daß der Mensch dafür taub sei. Die Musik der menschlichen Natur besteht nicht allein in Höhe und Tiefe der Stimme, sondern im gesetzmäßigen Verhältniß, in der Symphonie der Gliedmaßen, im Pulsschlag der Adern, im Zusammenhang von Leib und Seele. Ueberall, auch wo das Ungleiche sich verbindet nach einem Gesetz der Harmonie, da ist Musik.

Das aber ist zugleich das Gesetz der Schöpfung. Wo Verschiedenes, Entgegengesetztes verbunden wird zu Uebereinstimmung und Gleichklang, da entsteht eine Welt. So die große, der Makrokosmus, aus den vier feindlichen Elementen, und der Mikrokosmus, der Mensch, aus Leib und Seele. Dieser ist noch wunderbarer als jener; denn die vier Elemente sind materieller Art, aber die Seele ist nicht stofflich wie der Leib, dieser nicht geistig wie die Seele, und doch ist der Mensch aus beiden zusammengesetzt. Weder aus der Gesellung des Gleichen zum Gleichen, noch dessen was verschieden ist nach Wesen und Substanz, stellt sich die Einheit her, sie ist etwas Ursprüngliches. Der Usia ist nichts entgegengesetzt, im Unendlichen gleichen sich alle Gegensätze aus; das lehrt die Dialektik.

Nach einem wunderbaren Gesetz hat Gott in Zahl, Maß und Gewicht Alles beschlossen. Er ist der Quell des Wissens, und hat die Wissenschaft gegeben. Was ist gerechter, als sie zu verwenden zum Ruhme des Gebers? Je tiefer Jemand eindringt in das Wissen, um so mehr wird er in Liebe zum Geber entbrennen. Denn nicht die Wissenschaft versündigt sich an Gott, sondern die Ungerechtigkeit des Wissenden. Die Sünde hebt den Erfolg des Wissens auf. Während der Makrokosmus Gottes Gebot demüthig gehorcht, will der Mikrokosmus, der Mensch, allein sich unterfangen, dagegen anzukämpfen! Ist ein größeres Unrecht zu denken? Soll der Schöpfer nicht zürnen, wenn das Geschöpf nach seinem Ebenbilde sich wider ihn auflehnt? Doch wir brauchen diese Worte nach unserer Schwäche, bildlich übertragen wir sie auf Gott.

Er ist der Ursprung des Wissens. Von ihm hat der Mensch die Fähigkeit desselben empfangen, durch die Entfaltung dieser Kraft im Laufe der Zeiten soll er die Wissenschaft in ihrer Stufenfolge selbst finden, und zum Urquell seines eigenen Daseins zurückgeführt werden. Die Dynamis, d. h. die noch verhüllte Wirklichkeit, die Möglichkeit trägt er in sich, in der Erscheinung wird sie Energie, in das geschichtliche Werden tritt sie durch die That des Menschen ein. Dem Wissen wie der Entwicklung durch dasselbe wird ein göttlicher ewiger Charakter vindicirt, und gewiß ist es be-

merkenswerth, wenn Roswit ihm den Glauben oder die Kirchenautorität nicht zur Seite stellt.

Freilich ist das Alles nur Andeutung, dürftiges Bruchstück. Mochte sie auch das Meiste aus ihren Lehrbüchern entlehnt haben; wer diesen Stoff so in sich aufgenommen hatte, wer ihn mit dieser formalen Sicherheit für den Zweck dichterischer Darstellung zu verwenden wußte, der hatte ihn selbständig durchdacht, und den Zwang des Buchstabens abgeworfen.

Zur Höhe metaphysischer Fragen erhebt sich Roswit. Als ein Wesen, das den gottverliehenen Funken der Wissenschaft in sich trage, das zur Theilnahme und Entwickelung der Bildung berufen sei, bezeichnet sie sich wiederholt mit der vollsten Zuversicht. Wenn sie dessen ungeachtet bei dem tiefbescheidenen Geständnisse anlangt, nur Eines wahrhaft zu wissen, daß sie Nichts wisse, so ist sie doch erfüllt von heißem Wissensdurst. Aus dem Boethius ruft sie ein Gleichniß zu Hülfe. Einen Faden aus dem Gewande der Wissenschaft, den äußersten Saum nur möchte sie erfassen; oder mit ihrem Pafnutius einen dürftigen Tropfen, der zufällig aus der vollen Schale der Weisheit herabfällt, vorübergehend mit den Lippen aufnehmen.

Auf mehr als einem Punkte berühren die metaphysischen Fragen den Inhalt des kirchlichen Dogmas so nahe, daß der Versuch einer Ausgleichung, einer Religionsphilosophie, sich fast von selbst darzubieten scheint. Aber Roswit macht ihn nicht, sie sieht die

Möglichkeit noch nicht, oder wagt sie nicht anzuerkennen. Wissen und Glauben sind hier zwei entgegengesetzte von einander abgekehrte Welten, und doch ist es derselbe Mensch, der von dem unermüdlichen Drange nach Wissen getrieben, sich dem tiefen Bedürfniß des Glaubens ebenso wenig entziehen kann. Roswit fühlt sich zugleich als Glied der gläubigen Gemeinde, der Kirche.

Wiederholt legt sie ihr Glaubensbekenntniß ab, unmittelbar oder durch den Mund ihrer Helden, überall hält sie sich streng an die Athanasische Form. Scheidung und Wesenseinheit der drei Personen der Trinität, Trennung und Durchdringung der beiden Naturen Christi sucht sie in den verschiedensten Wendungen zum Ausdrucke zu bringen. Sie liebt es die göttlichen Praedikate mit den menschlichsten Seiten Christi zu verbinden: der Lenker der Welt in Windeln, der über den Sternen thront in der Krippe, die Hände, welche die Welt geschaffen, an das Kreuz geschlagen. Wie sich der Glaube der Zeit nicht sicher meint, wenn er das Göttliche nicht handgreiflich fasst, um sich bei aller Ueberschwänglichkeit des Unglaubens zu erwehren, so entspricht diese Familiarität, mit der das Göttliche in das alltägliche Leben hineingezogen wird, ebenso sehr der dichterischen Anschaulichkeit als dem liebkosenden Sinne der Frau. Der tändelnde Ausdruck läßt das Verhältniß noch inniger erscheinen.

Durchaus biblisch ist sie in der Lehre von Sündenfall und Erlösung. Wenn sie dem gen Himmel fahrenden Christus die Worte in den Mund legt, auch darum sei er des Todes gestorben, damit man nicht von ihm sagen könne, er habe sich geweigert zu dulden, was er andern zugemuthet; so sagt sie an einer andern Stelle: „Wäre der Unschuldige nicht gestorben, so könnte keiner mit Recht befreit werden.“ Ein Wort von eigenthümlicher Mystik. Nur durch den Tod des Reinen und Unsträflichen kann das Gesetz durchbrochen werden, um die straffälligen Sünder, die dem schonungslosen Gesetz mit Recht unterliegen würden, mit Recht frei zu machen. Wird auf jenen gelegt, was ihm nicht gebührt, muß von diesen genommen werden, was ihnen gebührt. Die unverdiente Strafe dort wird hier zur unverdienten Gnade. Entschieden abgeneigt ist sie dem blinden Verdammungseifer, die Gnade, die Kraft der Reue, Erneuerung und Wiedergeburt des Lebens ist ihr ein Lieblingsgegenstand, den sie in den verschiedensten Formen darstellt und feiert. Aus verworfenen Sünderinnen werden Heilige, Verzweiflung um der Sünde willen ist von allen die schlimmste. Wo jene mächtig ist, da ist die Gnade viel mächtiger, und nur wer diese bewußt von sich stößt, verfällt dem Bösen ohne Rettung.

Eine große Rolle spielt natürlich auch hier der Böse, der Vater der Sünde, der zuerst Abgefallene, der nicht müde wird das Reich der Gnade und dessen

Bekenner zu bekriegen. Um die Seele des Menschen entspinnt sich ein harter Kampf. Den Widersacher in seiner ganzen Furchtbarkeit darzustellen, will kaum irgend ein Wort genügen. Er ist der Vater der Lüge, König des Todes, Fürst der Finsterniß, verdammter Führer verdammter Heerscharen, Dieb, Mörder, Räuber, alte Schlange, Drache. Ihm und seinem Reiche stehen in unvergänglicher Herrlichkeit die himmlischen Heerscharen gegenüber, die Engel und Boten Gottes, die Masse seiner heiligen Streiter, die Helden der Kirche aller Zeiten bis auf die Gegenwart herab. Der Lohn der Kämpfe und Leiden, die sie selbst siegreich überstanden haben, ist Theil zu nehmen an der rettenden Allmacht, zum Schutze der bedrängten Menschen Wunder zu wirken, und sie zum letzten großen Siege zu führen.

Alle Wunderkraft und Herrlichkeit findet ihren höchsten Ausdruck in der ersten Heiligen, in Maria, der ewigen Jungfrau, der Königin und Herrscherin des Himmels. Sie ist die Hoffnung der Welt, das Ideal der Jungfräulichkeit, der Inbegriff der Seligkeit, der Stern des Meeres, der durch alle Jahrhunderte leuchtet, den Kirchenhymnen und Dichter preisen. Denn das größte Wunder ist durch sie geschehen, die Jungfrau ist Mutter Gottes geworden, durch sie ist das Heil zu den Menschen gekommen. Wie durch die erste Jungfrau die Sünde, ist durch diese zweite die Erlösung in die Welt eingetreten. Sie ist der eigentliche

Urquell, die Mutter ist eher erschienen als der Sohn, bereits wird sie über ihn hinausgehoben. Den Gegensatz zwischen Eva und Maria, den schon ältere Kirchenlehrer stark betont hatten, ergreift Roswit mit der Fülle dichterischer Phantasie. Wie mußte nicht das weibliche Gemüth erregt werden durch die Vorstellung, die ganze Oekonomie des christlichen Heils beruhe auf zwei Frauen!

Gerade jetzt machte der längst entwickelte Marienkultus neue Fortschritte. In Deutschland wirkte keiner eifriger dafür als ein Zeitgenosse, der Bischof Ulrich von Augsburg, der selbst im Rufe hoher Heiligkeit stand. Auch Roswit hat das Ihre dazu beigetragen. Der Jungfrau und ihren Thaten gelten fast alle Legenden und Dramen, sie ist ihr Muse und Heldin zugleich, die glorreiche Siegerin des Widersachers, die Patronin aller Entsagenden.

Die höchste Geltung hat dieser weibliche Kultus für die Nonnen. Denn mit seiner Erhebung steht die gepriesene Heiligkeit des klösterlichen Lebens in engster Verbindung. Die heilige Jungfrau ist das Urbild des Weibes, weil in ihr ein unüberwindlicher Gegensatz zur Lösung, und die Natur zur vollendeten Darstellung kommt, denn Jungfrau und Mutter sind verbunden, die denkbar höchsten Ansprüche an das Geschlecht nicht zeitlich nach einander, sondern in demselben Momente erfüllt. Durch die gewaltsame Steigerung der Keuschheitsregel meint der Klosterglaube den sitt-

lichen Werth der Ehe zu überbieten, und jenem Ideale näher zu kommen. Je vernichtender die Ausbrüche der Leidenschaft waren, um so mächtiger wirkten Reue und Zerknirschung, um so größere Bewunderung erweckten Entsagung und Ertödtung des Fleisches. Wer der Versuchung der Sinne widerstand, schien herausgetreten aus dem Bann, unter welchem alles Irdische lebt; darum wird ihm die Macht über die Natur selbst, das Wunder verliehen. Das ist ein Hauptzug der Werkheiligkeit des Mittelalters; je schwerer, wenn auch nur scheinbar, das Werk, desto größer die Heiligkeit dessen der es vollbringt.

Wenn in diesem Sinne die Nonne den Sieg der Entsagung, der Virginität, zu verherrlichen unternahm, so mußte sie, wenn jene in der hellsten Glorie strahlen sollte, das Laster dazu malen. Da sie selbst den Konflikt, in welchen sie dabei gerathen konnte, gefühlt und so oft an die weibliche Schwäche erinnert hat, läßt sich die Frage um so weniger abweisen, in welchem Verhältnisse diese ascetische Richtung und deren Verherrlichung zur einfachen Moral stehe.

Zunächst ist zu bedenken, Roswit war von ihren durch lange Ueberlieferung geheiligten Stoffen abhängig; nicht sie war die Erfinderin dieser krassen Scenen. An der Darstellung des Lasters in seiner ganzen Nacktheit hatte die Kirche, die Legende niemals Anstoß genommen; vielmehr wollte sie dadurch abschrecken. Wenn die Dichterin ahnt, die Reinheit ihres

sittlichen Charakters könne dabei der schmählichsten Verdächtigung unterliegen, wenn sie selbst auf diese Gefahr hin, zu dem größten Opfer für ihren Zweck entschlossen ist, so wird sie dabei durch zwei Gedanken wesentlich geleitet.

Der eine liegt in dem großem Worte des Apostels, wo die Sünde Macht habe, sei die Gnade noch viel mächtiger. Zunächst war das einem Geschlechte gesagt, das aus verzweifelnder Versunkenheit emporgerissen werden sollte. Aber nicht einer Zeit allein, es galt allen Zeiten, denn es war der Ausdruck der weltumbildenden Kraft überhaupt. Immer von Neuem begann der Kampf gegen ein widerstrebendes Element, und die jugendlichen Völker in ihrer übersprudelnden Naturgewalt hatten dieser Verheißung ebenso nöthig wie die alten. Wäre es möglich, die Absicht der Dichterin soweit zu verkennen, daß man behaupten sollte, um die Gnade als mächtig darzustellen, habe sie das Bild der Sünde mit desto breiterem Behagen ausgeführt? Nichts ist ihr ferner als das Spiel der Sinnlichkeit, das mit sympathischem Kitzel bei schlüpfrigen Scenen verweilt, das halb verdeckt, um das scheinbar Verhüllte von der Phantasie hinter dem Schleier errathen und suchen zu lassen. Nirgend zeigt sie sich lüstern im Sinne späterer minder naturkräftiger Zeiten. Vielmehr gerade heraus sagt sie Alles, bis auf das letzte Wort, nichts behält sie auf dem Herzen, überall malt sie mit starken Strichen und Farben.

Lüsternheit ist überhaupt nicht im Charakter des frühern Mittelalters, es ist der Fehler schwächerer Generationen, in denen die Lust sich durch gesellige Formen eingeengt fühlt, wo man nicht sowohl die Verletzung des sittlichen Gesetzes, als des heuchlerischen Scheines fürchtet. Jene Menschen waren viel zu natürlich, ihre Leidenschaft viel zu gewaltsam, um lange hinter dem Berge zu halten. Offen geben sie sich hin wie sie sind, was sie mit einem Griffe haben können, suchen sie nicht auf Umwegen, rücksichtslos stürzen sie sich auf den Gegenstand ihrer heißen Begierde.

Ein anderes Wort, das die Dichterin sich angeeignet hat, ist, das Gelüsten bringt Strafe, der Zwang die Märtyrerkrone, Sünde ist nur da wo der Wille zustimmt. Es ist der bekannte Satz, dem Reinen sei alles rein, er selbst könne nicht verunreinigt werden. Das ist der Ausdruck eines hohen Idealismus; aber wo es sich um sinnliche Verhältnisse handelt, ist dieser der Gefahr eines unsittlichen Quietismus am ersten ausgesetzt. Hier kommt es zunächst auf die dichterische Darstellung der Leidenschaft an. Roswit selbst kann sich dem Zweifel nicht entziehen, ob sie nicht dadurch, vielleicht gegen ihren Willen, der Sünde theilhaftig geworden sei, ein Problem, auf welches auch Lessing hingedeutet hat. Dies führt auf die Frage, ob es ein rein objektives, ein intellektuelles und nachbildendes Anschauen des Bösen gebe, oder ob mit seiner Darstellung eine gewisse Mitschuld verbunden sei. Doch

daran soll nur erinnert werden, denn es liegt auf der Grenze des psychologischen und aesthetischen Gebiets.

Dem Ueberwinder im Kampfe ist endlich ewiger Lohn beschieden. Doch was keines Menschen Auge je geschaut hat, ist schwer anschaulich zu machen. Das beliebteste, oft genug wiederholte Gleichniß ist demselben Kreise entlehnt, dem Anfechtung und Sieg angehören. Der Preis ist die Verbindung mit dem himmlischen Bräutigam, deren treue Bewahrung schon auf Erden ein unüberwindlicher Schutz ist. Wer durch das Gelübde in den himmlischen Brautstand eingetreten ist, kann ohne die schwerste Sünde keine irdische Ehe eingehen. Denn jenes ist die heilige Ehe an sich, ihr Zeichen der Schleier, ihre Vollendung das Martyrium. Wer es wagt an die Geweihte des Himmels Hand zu legen, verfällt dem jähen Tode und der Verdammniß, denn eifersüchtig wahrt der himmlische Bräutigam seine Rechte. Des ist Zeuge die heilige Agnes, nächst der himmlischen Jungfrau das höchste Vorbild der Virginität, deren überschwängliche Seligkeit an der Seite des ewigen Bräutigams Roswit in den glühendsten Farben geschildert hat. Zeugin ferner die ältere Aebtissin Gerberg, deren irdischer Verlobter es mit dem Leben bezahlen muß, weil er seinen rechtlich wohl begründeten Anspruch dem himmlischen gegenüber geltend machen will.

Aber jene schwärmerische Schilderung hat Roswit aus dem Leben der Agnes entlehnt, welches den Ra-

men des Kirchenvaters Ambrosius trägt, eine Autorität, die jedes Bedenken zum Schweigen bringen mußte. Zudem gab es noch ein anderes uraltestes Beispiel dieser sinnlich idealistischen Verzückung; die allegorisch mystische Auslegung des hohen Liedes hatte längst kanonisches Ansehen gewonnen. Schon da war der Geliebte der Seele zu finden, von dort sind die Grundtöne entnommen; hinter den Schilderungen im fünften Kapitel bleiben jene Ueberschwänglichkeiten weit zurück.

Stets ist dieses Gleichniß der Lieblingsausdruck der mehr weiblichen Richtung des Glaubens gewesen, wo die Versenkung, das Untergehen der einzelnen Seele in der himmlischen Liebe betont wird. Kein anderes Bild wollte der unaussprechlichen Vereinigung genügen. Bemerkenswerth ist dies mystische Element in einem Zeitalter, wo das Christenthum überwiegend als äußere That, Kampf, Eroberung, kirchliche Organisation auftritt. Auch Roswit hat darin eine Grundstimmung kund gegeben. Die häufige Wiederkehr, die wortreiche Ueberschwänglichkeit, von der diese Schilderungen durchzogen sind, ihr heißes Gebet, in jenen jungfräulichen Chören dereinst auch ihre Stelle zu finden, das Alles zeugt dafür. Während sie das entsagende Heroenthum gottgeweihter Jungfrauen verherrlichen will, vermag sie den von der Natur gezogenen Kreis in Wirklichkeit nicht zu überschreiten. Sie bleibt ein Weib, und der Ausdruck der Selbstverleugnung, und des ihr beschiednen Lohns sind durchaus weiblicher Art.

Doch gewönne man dadurch das Recht einer schmählichen Anklage? Möge man Roswits Grundansicht ascetisch beschränkt nennen, ihre Vorstellungen phantastisch, ihre Empfindungsweise schwärmerisch; oder wer das realistische Element ihrer Darstellungen im Auge behält, mag sie naturalistisch grob finden, und wem die Bezeichnung zusagt, in ihr das emancipirte Weib des zehnten Jahrhunderts sehen; denn etwas von alle dem trägt sie in sich, und weil sie von einer Idee ganz erfüllt wird, ist sie über die dem Weibe auch damals gesetzten Schranken mit einer gewissen großartigen Nichtachtung hinweggegangen. Aber unmöglich ist es, die einfachen Grundklänge ihrer Seele zu mißverstehen, die tiefe Ueberzeugung, die natürliche Unbefangenheit zu verkennen, die arglos ausspricht, was und wie sie die Dinge sieht. Geschmacklos kann sie sein, lügen kann sie nicht.

Oder sollte man ihr im Ernste sinnliche Regungen zuschreiben wollen, die im Geheimen brennende Lust, die sich hinter heiligen Bildern versteckt, während der Mund von Frömmigkeit überfließt? Es wäre eine unerhörte Schamlosigkeit, gepaart mit unerhörter Heuchelei! Diese Erzählungen und Dramen aus der Feder einer Nonne des zehnten Jahrhunderts würden die frivolste Litteratur aller Zeiten überbieten!

Religion und Sittlichkeit ruhen auf ewigen unwandelbaren Grundlagen, aber mit dem wandelbaren Menschen unterliegen Verständniß und Darstellung derselben

im Leben dem Gesetze bestimmter Entwicklung. Wer die Vergangenheit ausschließlich nach der Gegenwart beurtheilen will, ist gegen beide ungerecht, und verfährt sicher nicht historisch. Unsere Ansichten von dem was schicklich, was zulässig, was erlaubt sei, sind andere als damals. Wenn wir feiner fühlen, schärfer unterscheiden, so sind wir dafür überfeinert, förmlicher, hinterhaltiger; und wenn uns die Derbheit jener Zeiten nicht selten roh erscheint, so sind wir von der Ursprünglichkeit, von der Stärke und Einfachheit ihrer Empfindungsweise nicht minder weit entfernt.

Roswit erhebt sich hoch über die gelehrten und schriftstellernden Männer ihrer Zeit. Vielseitig in den Formen der Darstellung, realistisch kräftig in der Ausführung des Einzelnen, mitunter tiefsinnig, und doch von natürlichster Einfachheit, voll Ahnung kommender Entwicklungen, steht sie am Eingange der abendländischen Kultur, in der ersten Hälfte des Mittelalters einzig da, mit keiner andern Erscheinung kann sie verglichen werden. Muß man sie, um ihr gerecht zu werden, in manchen Punkten nach ihrer Zeit beurtheilen, so würde es ungerecht sein, danach allein ihre Bedeutung feststellen zu wollen. Ihrem Geiste wird man einen andern Maßstab zugestehen müssen, der über das Jahrhundert hinausgeht. Das ist ihre eigenthümliche Größe.

7. Schluß.

Wie ein glänzendes Meteor, das am nordischen Himmel emporsteigt, und den überraschten Blick auf kurze Zeit fesselt und blendet, bis seine Strahlen zerfließen, und räthselhaft, wie es gekommen, es in der Tiefe des nächtlichen Dunkels wieder verschwindet; nicht anders ist Roswit am Horizonte der Zeitgenossen vorübergegangen, ihnen, vielleicht sich selbst, ein unverstandenes, nachher vergessenes Räthsel.

Wann sie ihr Leben beschlossen, ob zur Zeit Ottos II., ob sie ihre fürstliche Aebtissin, die im Jahre 1001 starb, noch überlebt habe, wir wissen es nicht. Die Stelle, wo das irdische Theil der Dichterin beigesetzt ist, die so vielen Mitgliedern ihrer Fürstenfamilie ein Denkmal errichtet hat, ist nicht bezeichnet; von keiner versgeübten Hand weiß man, die eine Inschrift auch auf ihren Denkstein gesetzt hätte. Oder hat sie sich gefunden, dann sind die Schriftzüge verloschen, der Grabstein versunken. Noch zweimal ist die Münster-

kirche, welche sich über diesen Gewölben erhob, in den nächsten Jahrhunderten in Asche gelegt worden. Das Kaiserhaus ist dahingegangen, und wie es mit ihm gestiegen, hat mit ihm das Kloster Glanz und Bedeutung verloren.

Das litterarische Leben jener Zeit ruhte auf der Vervielfältigung der Bücher durch die Feder in den Klöstern. Es war eine mühselige Arbeit, aber sie wurde gefördert durch die unermüdliche Emsigkeit eines regelmäßigen Fleißes. Schon das Abschreiben der Bücher war ein Theil der Gelehrsamkeit. Nach dem Untergange zahlloser Handschriften, sind darum die Trümmer dieser Litteratur auch heute noch bedeutend genug. Unter tausenden solcher Handschriften ist es auch der sorgsamsten Nachforschung nicht gelungen, mehr als eine einzige der Werke Roswits aufzufinden, welche etwa der Zeit der Verfasserin angehörte. Im Kloster selbst sind anfänglich sicher mehrere vorhanden gewesen. Manche davon mögen mit der Bibliothek in Flammen aufgegangen sein; aber der Verlust allein scheint nicht hinreichend diese litterarische Vereinzelung zu erklären. Vielmehr ist sie ein Beweis der kleinen Anzahl der ursprünglichen Handschriften überhaupt; der Kreis der Verbreitung kann kein großer, die Nachfrage nur eine geringe gewesen sein. War dem so, dann war auch der Beifall, den diese Bücher fanden nur gering.

Und woher das? Die Legenden gaben dem Inhalte nach nichts Neues, die Verrherrlichung der

Thaten Ottos einen zwar formal durchgearbeiteten, aber zu wenig massenhaften Stoff, wie man ihn damals liebte, wenn man seine Ueberlieferung der Mühe werth achten sollte. Das Buch von der Gründung Gandersheims konnte nur auf heimischem Boden Theilnahme finden. Die Dramen endlich überraschten und blendeten durch eine Form, die manchem geradezu verwerflich scheinen mochte. Man betrachtete sie mit Zweifel, vielleicht gar als Entweihung des Heiligen; man konnte ihnen keinen Geschmack abgewinnen, weil man sie nicht verstand. Mit Terenz wollte die Dichterin in die Schranken treten, eine starke umbildende Wirkung wollte sie ausüben, nicht allein auf die Gegenwart, auch auf die Zukunft. Aber verkannte man die Dramen schon in dem eigenen Kloster, wie hätten sie darüber hinaus bekannt werden sollen?

Erst wurde Roswit nicht verstanden, und darum selten gelesen, dann von ihr nicht mehr gesprochen, endlich ward sie vergessen. Die letzten Spuren ihres Gandersheimschen Buchs reichen bis in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Dann folgt ein langes tiefes Stillschweigen, selbst in keinem der erhaltenen Bücherverzeichnisse wird ihr Name genannt. Die ganze Kraft ihres Talents, die Fülle der Begeisterung und des Glaubens hatte sie eingesetzt, und nun? — Das Heute kennt das Gestern nicht mehr, und Vergänglichkeit ist der Grundton der Klage, die sich leiser oder lauter durch alle Zeiten hindurchzieht.

Aber die Geschichte ist keine dunkle Sage von dem was untergegangen ist, sondern ein Zeugniß von dem was lebt, heute und in alle Zeit hinaus, was einen Keim des Unendlichen in sich trägt. Im Haushalte der Weltgeschichte geht Nichts verloren. Wo sich eine Kraft zu irgend einer Wirkung erhebt, greift sie ein in die unendliche Kette, wenn auch still und geräuschlos, aber sie wirkt fort, auf Ziele hin, von denen sie selbst vielleicht keine Ahnung hat. So gilt jeder Mensch schließlich was er gelten kann. Aber einen Unterschied giebt es. Die Einen sehen mit leiblichen Augen, was sie wirken und gelten, sie erleben es, aber viele davon unterliegen der Gefahr sich zu überleben. Die Andern erleben es nicht mehr; vielleicht erst aus einer Summe von Zeiten ergiebt sich ihre Geltung, dann sprießt über ihnen ein neuer Frühling auf, und was ihnen die Gegenwart nicht gewährt hat, giebt ihnen mit reicherer Hand eine späte Zukunft. Darin liegt eine ausgleichende Gerechtigkeit. An manchem Kämpfer, wie an manchem Dichter, der ein williges Ohr vergebens suchte, hat sich diese Erstehung vollzogen. Nicht unter den Zeitgenossen allein, auch unter den fernen Nachkommen leben die Hörer, an die er sein Wort richtet, in deren Kreis es dann vielleicht zündend fällt.

Aehnlich ist es mit Roswit gewesen.

Fünfhundert Jahr nach ihrem Tode geschah ihre geschichtliche Erstehung. Aus dem Staube der Kloster-

bibliothek zu St. Emmeram in Regensburg wurde jene einzige Handschrift ihrer Werke von dem rastlosen Humanisten Konrad Celtis ans Licht gezogen, und in der Ausgabe von 1501 vor der Gefahr einer zweiten Vergessenheit durch die nicht längst erfundene Presse für alle Zeiten sichergestellt. Was ihr das zehnte Jahrhundert in dem gehofften Maße nicht gewährte, hat ihr das funfzehnte gebracht. Als germanische Muse wurde sie von dem Jubelrufe eines neu erwachenden Geistes und mit staunender Bewunderung von jenen Gelehrten begrüßt. Nach Frankreich verbreitete sich ihr Ruhm, nach Italien und England. Wiederholt gab man ihre Werke heraus, mit wachsenden Hülfsmitteln und eindringenderer Erkenntniß studirte man sie, man suchte sie zu verstehen und zu beurtheilen im Zusammenhange mit ihrer Zeit; wurde sie kritisirt und nicht minder getadelt, ist man doch zur Anerkennung zurückgekehrt. Aber noch einmal ist ein unerwarteter Rückschlag eingetreten.

Dem neunzehnten Jahrhundert war der Versuch aufbehalten, die Entdeckung des funfzehnten durch eine andere aufzuheben, und die wiedererstandene Dichterin des zehnten dem Tode abermals Preis zu geben. Nicht der Ruhm, oder die Gelehrsamkeit, nicht ihr Talent und ihre Werke allein sind der Nonne von Gandersheim abgesprochen worden, die historische Existenz, das Dasein überhaupt ist ihr streitig gemacht

worden. Ihre Schriften sollten ein Machwerk des Truges sein, zu dessen Herstellung sich unter Leitung des Entdeckers Celtis eine Anzahl gelehrter Männer verbunden hätte, die es gerathen fanden unter diesem Namen ihre eigenen Verse in die Welt zu senden! Dem Genius dieser Frau kann keine größere Ehrenerklärung zu Theil werden, als die Annahme, die Herstellung solcher Werke sei nur durch eine ganze Gesellschaft gelehrter Männer möglich gewesen.

Doch unerhört bleibt dieser mehr als kühne Versuch einer Auflehnung gegen die ersten einfachsten Gesetze des historischen Lebens und seiner Erforschung.

Ueberall auf dem geschichtlichen Gebiete muß die Kritik eine unablässige Thätigkeit entfalten, das ist ihr unentbehrliches Wächteramt, stets wird sie abzuwehren und die Grenzen klar und rein zu erhalten haben. Denn die dichtende Sage und der leere Schein, der unwissentliche Irrthum und die absichtliche Entstellung, alle heuchlerischen Doppelgänger der historischen Wahrheit, in allen Gestalten tauchen sie immer wieder von Neuem auf, sie begleiten den Menschen überall. Wie oft ist im Kampfe gegen sie die Kritik nicht von den glänzendsten Erfolgen gekrönt worden! Aber jene Ueberweisheit, die sich den Namen der Kritik anmaßt, ist Unkritik, sie ist selbst eine falsche Doppelgängerin, eine andere Gestalt des Irrthums, um so gefährlicher als sie mit Nichtachtung aller Gesetze der Forschung, im Namen

der Wahrheit auftritt, und ihre willkürlichen Phantasien als unwiderleglich zu beweisen unternimmt. Es ist die Weisheit, welche Mücken ängstlich seigt, um Kamele bequem zu verschlucken, die das Nächste, was vor Augen liegt, dreist für unerhört und unglaublich erklärt, um das Fernste, Abenteuerlichste, Unerhörteste, als das allein Glaubliche, Richtige und Erwiesene zu behaupten. Der historisch begründete Glaube wird zerstört, um den kritischen Aberglauben auf den Thron zu setzen, die Geschichte und ihre Kritik, beide werden in gleicher Weise vernichtet! Es ist ein Attentat auf das Leben der Geschichte selbst.

Denn wie soll man es nennen, wenn die Ahnen von den Enkeln aus dem Buche des Lebens gestrichen werden, wenn die Gegenwart die Vergangenheit für unmöglich erklärt und ihrem eigenen Dasein den Boden entzieht? Sie berechtigt dadurch die Zukunft zu gleich terroristischen Gewaltakten. Solche Kritiker mögen sich darauf gefasst machen, von der Nachwelt selbst für unmöglich erklärt zu werden. Soll dies Verfahren gelten, dann treten leere Meinungen und abenteuerliche Einfälle an die Stelle der Thatsachen, die Geschichte wird ein schales Märchen und ihr Studium Thorenwerk.

Aber so ist es nicht! Der Proceß der gesunden Forschung stößt die Willkürlichkeiten einer ungesunden Kritik von sich. Es lebt in den Thatsachen eine unendliche Vernunft, auf dem Glauben an diese und die

Möglichkeit ihrer Erkenntniß ruht die Geschichte. Unter diesem Schutze steht auch die Existenz des Einzelnen, sein Leben und Wirken, wie bescheiden es auch sein möge. Meinungen und Einfälle ziehen vorüber wie Rauch und Nebel, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

Des kann sich auch Roswit von Gandersheim getrösten!

Berlin, Druck von E. S. Mittler u. Sohn, Wilhelmstraße 122.